

Wöchentlich 75 Pf., monatlich 2,25 M.
(davon 67 Pf. monatlich für Zustel-
lung ins Haus) im voraus zahlbar.
Postbezug 3,27 M. einschließlich 60 Pf.
Postgebühren- und 72 Pf. Postbestel-
lührern. Auslandsabonnement 6,85 M.
pro Monat; für Länder mit ermäßig-
tem Druckfacenporto 4,65 M.

Bei Ausfall der Lieferung wegen
höherer Gewalt besteht kein Anspruch
der Abonnenten auf Ersatz.

Erscheinungsweise und Anzeigenpreise
siehe am Schluß des redaktionellen
Teils.

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Donnerstag
11. August 1932
Groß-Berlin 10 Pf.
Auswärts 15 Pf.



Redaktion und Verlag: Berlin SW 68, Lindenstr. 3
Fernspr.: Dönhoff (A 7) 292-297, Telegramm-Adr.: Sozialdemokrat Berlin

Vorwärts-Verlag G. m. b. H.

Postfachkonto: Berlin 57 536. — Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und
Beamten, Lindenstr. 3. Tel. U. u. Disk.-Ges., Depositenk., Jerusalemstr. 65-66.

Es lebe die Republik!

Albert Grzesinski an die Polizeibeamten Berlins.

Verfassungstag.

An Stelle einer Rede im Lustgarten.

Von Albert Grzesinski.



Heute mittag wird, wie nun schon traditionell, die Berliner Polizeibeamtenschaft den Verfassungstag amtlich im Lustgarten festlich begehen und mit einer großen, eindrucksvollen Parade der Schutzpolizei abschließen. Mehr noch als früher wird über die Arbeit der Polizei heute gesagt werden können, daß auch das letzte Jahr wieder beispiellose Anforderungen an sie gestellt hat. Ich, der bis vor kurzem täglich gezwungen war, das Meiste von der Polizei zu verlangen und ihre Tätigkeit ständig beobachtete, weiß, was geleistet wurde, und ich habe immer wieder den dringenden Wunsch, daß ganz Berlin begreifen möge, was es der hingebungsvollen Arbeit seiner Polizeibeamten zu danken hat. Die Feiern der Berliner Polizei waren stets auch zugleich eine Befundung der Beamtenschaft, daß ihr der Dienst in der Republik, für Volk und Vaterland nicht nur eine Sache der Pflicht, sondern auch des Herzens war. Es wurde gelobt, daß die Berliner Polizei über Not und Ungemach hinaus alle Kräfte hergeben wird, um mitzuhelfen und sicherzustellen, daß Deutschland einer reichlich verdienten besseren und schöneren Zukunft entgegengeführt werde, und es wurde durch die Feier gewissermaßen der Schwur auf die Reichs- und preussische Staatsverfassung erneut geleistet.

Die diesjährige Verfassungsfeier ist überschattet von den Ereignissen des 20. Juli 1932, dessen Ablauf von den Beamten der Berliner Polizei wegen ihrer Verbundenheit mit ihren bisherigen Führern ein ungeheures Maß an Selbstdisziplin erforderte. Die bedenkliche, zur Zeit noch der Nachprüfung durch den Staatsgerichtshof der Republik in Leipzig unterliegende Auslegung und Anwendung des Artikels 48 der Reichsverfassung hat bis weit in die Beamtenschaft hinein das deutsche Volk erregt. Die aus politischen Gründen erfolgte gewaltsame Entfernung höchster preussischer Staatsbeamten ist als ein die Staatsautorität unheilbar verletzender Akt, als eine rechtlose Gewaltmaßnahme und eine Gefährdung der eigenen Rechte der Beamtenschaft betrachtet worden. Es ist auch Schuld der für die Vorgänge am 20. Juli verantwortlichen Männer, wenn Millionen treuer Republikaner und Deutscher die heutigen offiziellen Verfassungsfeiern als nicht ganz ernst, ja beinahe als Ironie empfinden.

Um so inniger werden sich die deutschen Republikaner zu ihren eigenen Feiern zusammenschließen und dabei die Unantastbarkeit des Werkes von Weimar verkünden. Trotz übler Ereignisse der letzten Zeit, trotz Mord und Terror der Reaktion darf heute kein Platz sein für trübselige, nach rückwärts gerichtete Empfindungen. Heute und für die nächste Zukunft gilt es, mit allen Kräften den wahren Staat von Weimar gegen den gefährlichen zu verteidigen und alle Kräfte zur Wiederherstellung des wirklichen Volksstaates zu sammeln. Es bleibt wahr und ist immer wieder zu proklamieren: auch wenn die Reaktion noch so droht, das deutsche Volk kann nur in der demokratischen Republik leben und nur auf dieser Staatsgrundlage seinen Wiederaufbau betreiben.

Es ist für eine Bevormundung durch eine Minderheit zu intelligent!

Aus den offiziellen und offiziellen Auslassungen der verantwortlichen Männer von heute hört man unter wenig geschmackvoller, abfälliger Bezugnahme auf die Regierungsmethoden von gestern immer wieder, daß mit dem „Parteiwesen“ in der Staatsverwaltung und der „Politisierung der Beamtenschaft“ Schluß gemacht werden müsse. Nun, sprechen wir es offen aus und bekennen wir uns klar zu den Tatsachen: Wenn die Staatsgewalt wirklich vom Volke ausgehen soll, dann kann das nur sein, wenn der Volksstaat ein Parteienstaat ist! So ist es im demokratischen England und in Frankreich. Denn das Volk entfaltet und entwickelt sich nur in dem vielfältigen Reichtum kämpfender Gruppen, Klassen und Parteien. Dem Deutschen ist ein merkwürdiges Schwanken zwischen Parteiprüderie und Parteisanatismus eigentümlich. Parteipolitik, sagte Kadbruch einmal sehr richtig, gehört in Deutschland zu den Dingen, die man tut, aber von denen man nicht gern spricht. Man verwahrt sich bei jeder Gelegenheit dagegen, Parteipolitik zu machen. Man schämt sich der Parteipolitik. Man tut so, als seien die Parteien etwas, was eigentlich nicht sein sollte. Man verkündet einen Standpunkt über den Parteien — „das Vaterland über der Partei“ — und blickt verächtlich auf den „Hader der Parteien“ herab als ein sachlicher Arbeit schädliches Gezänk und ein Gemisch mangelnder Einsicht und bösem

Willen. Und dabei hat Gottfried Keller so recht, wenn er dichtet:

„Wer über den Parteien
sich wähnt mit stolzen Mienen,
der steht zumeist sogar
erheblich unter ihnen.“

Was heute geschieht, ist antirepublikanische Parteipolitik und gewaltsame Politisierung der Beamtenschaft. Es ist genau das Gegenteil von dem, was in den letzten dreizehn Jahren preussischer, republikanisch-demokratischer Verwaltungsarbeit geschehen ist. Selbst bei einem verfassungsmäßig einwandfreien Regierungswechsel wären die nach dem 20. Juli erfolgten Personalveränderungen in der preussischen Verwaltung weit über das gebotene, auch politisch kluge Maß hinausgegangen. Es sind einwandfreie und erstklassige, hohe und sehr angesehene Sachbearbeiter nicht etwa wegen dienstlicher Unzulänglichkeit, sondern aus rein persönlichen Gründen, oder wegen ihrer noch nicht einmal betätigten politischen Gesinnung abgesetzt oder kaltgestellt worden. Die preussische Staatsregierung hat in den letzten dreizehn Jahren gewiß politische Beamte eingesetzt oder ausgewechselt — und zwar im Hinblick auf die soziale, weltanschauliche und politische Zusammensetzung der Bevölkerung des jeweiligen Bezirks, wie das der demokratische Staat erfordert und Artikel 86 der preussischen Verfassung vorschreibt. Sie hat aber niemals in den mittleren oder unteren Beamten-

Es wird verhandelt!

Hugenberg bei Papen. — Joos und Bolz erwartet.

Die „Telunion“ meldet am Mittwochabend:
Das Reichskabinett trat am Mittwoch um 17 Uhr zu einer ausgedehnten Sitzung zusammen, die bis gegen 19.30 Uhr dauerte. Eine amtliche Mitteilung über die Sitzung und über die in der Sitzung gefassten Beschlüsse ist nicht erfolgt. In gut unterrichteten Kreisen unterstreicht man immerhin die Tatsache, daß die Entscheidung stärker denn je in der Hand des Reichspräsidenten liege, der seinerseits angesichts der gespannten Lage im Innern wie auch im Hinblick auf die

einer Besprechung gebeten. Donnerstagnachmittag empfängt der Reichskanzler die Zentrumsabgeordneten Joos und Staatspräsident Bolz-Württemberg. Adolf Hitler war am Mittwoch noch nicht in Berlin. Die Verhandlungen Papens mit Hitler erwartet man für Freitag vormittag.

Am Mittwoch nachmittag wurde sogar in den Kreisen, die dem Reichskanzler von Papen am nächsten stehen, zugegeben, daß mit einer Betrauung Hitlers als Reichskanzler durch den Reichspräsidenten bereits in den nächsten Tagen, spätestens Anfang der kommenden Woche, gerechnet werden müsse.

Die Fiktion einer „überparteilichen Regierung“ unter Hitler als Kanzler sollte mit der Begründung aufrechterhalten bleiben, daß Hitler nicht als Führer der Nationalsozialistischen Partei, sondern der nationalsozialistischen Bewegung mit der Regierungsbildung beauftragt werde. Papen sollte im Kabinett als Reichsaußenminister bleiben, während Neurath seinen bisherigen Posten als Botschafter in London, der noch immer verwaist ist, wieder einnehmen würde.

Als weitere Exponenten der Nationalsozialistischen Partei — Verzeihung: Bewegung — sollten die Pgs Gregor Straher das Reichsinnenministerium und Goering das Verkehrsministerium als „sachmännisch qualifizierte Persönlichkeiten“ übernehmen.

Wie gewöhnlich war am Abend aber alles wieder anders. Man erklärte, eine Hitler-Regierung komme nicht mehr in Betracht, sondern nur eine mit Nazis umgebildete Papen-Regierung. Es ist festzustellen, daß auch unter der „grundjährlich neuen Art der Staatsführung“ der übliche Kuhhandel blüht, ja, daß er sich noch erbärmlicher ausnimmt als früher.

Heute gegen Hitler-Papen Fahnen heraus!

Unmöglichkeit parlamentarischer Mehrheitsbildungen nach wie vor auf eine überparteiliche Präsidialregierung Wert legt. Die nachfolgenden Verhandlungen des Reichskanzlers mit den Parteien werden daher auch in dieser Richtung liegen.

Noch für Mittwochabend hat der Reichskanzler v. Papen den deutschnationalen Parteiführer Dr. Hugenberg zu

Reflexionen andere als sachliche Veränderungen vorgenommen. Gerade dieser Grundsatz ist häufig genug Gegenstand lebhaftester, wenn auch oft ungerechtfertigter Kritik gewesen. Was heute geschieht, wirkt nicht nur die Beamenschaft einseitig politisierend, sondern auch demoralisierend. Eine Ungeheer gegen Beamtenkollegen und frühere Vorgesetzte hat sich in einem so beschämenden Umfange breit gemacht, wie das nie für möglich gehalten wurde. Aber nicht nur die Angeberei, auch das Eingehen darauf scheint das schlechte Zeichen einer trüben Zeit zu sein.

Das vorübergehend „scheidende System“ hat immerhin fertig gebracht, die Beamten zu wirklichen Staatsbürgern, mit Pflichten zwar gegen Staat und Verfassung, aber auch mit früher nie gekannten Rechten zu erheben und ihnen eine menschliche Würde auch gegenüber dem Vorgesetzten und eine sachliche Autorität zu sichern. Ich vermag zwar zunächst noch nicht zu glauben, daß die Gerüchte der Wahrheit entsprechen, welche von einer Rückwärtsrevidierung der Beamtenrechte sprechen. Tatsache ist, daß auf der Tagung der Polizeioffiziere vor wenigen Tagen der Reichskommissar Dr. Bracht den Offizieren ihren langen Degen wieder in Aussicht gestellt und ihnen hinsichtlich ihrer seit langem geäußerten Wünsche zu den Beamtenauschuhbestimmungen Erfüllung zugesagt hat. Das bedeutet Trennung der Offiziere von den Meistern und Wachmeistern und Bevorrechtung der ersteren. Die Klust, die vor dem Kriege durch die verschiedene Behandlung der Bevölkerungsschichten seitens des „Systems“ durch das deutsche Volk ging und von allen Einsichtigen beklagt wurde und die durch das demokratische System in der Schließung begriffen war, wird nun durch die Maßnahmen der heutigen Machthaber wieder aufgerissen. Staatspolitisch und klug scheint es mir nicht zu sein, wenn man so wenig aus der Vergangenheit lernt.

Gerade in der Beamtenpolitik des republikanischen Preußen ist der Sinn dessen, was die Verfassung von Weimar will, in klarer Weise zum Ausdruck gekommen. Der Beamte sollte kein lebensferner Bürokrat, er sollte in der Verwaltung selbst auch kein willenloser Untertan sein, der gedankenlos die Befehle seiner Vorgesetzten ausführt. Vielmehr sollte er ein den Anweisungen seiner Vorgesetzten selbstverständlich unbedingt gehorchender, im übrigen aber doch selbstständig entscheidender, dem Sinne und nicht dem Buchstaben des Befehles allein folgender Diener am Volksganzen sein. Der Sinn unserer dreizehnjährigen Arbeit in Preußen kann durch vorübergehende Eingriffe nicht dauernd gestört werden. Dazu ist die Wirkung unseres vernünftigen Tuns zu tief gedrungen. Rückschläge können uns nur zeigen, wo wir noch nicht gearbeitet, vielleicht auch in einigen, vereinzelt, traffen Fällen nicht genügend durchgegriffen haben.

Das Verfassungsleben in Deutschland ist heute gestört. Der Verfassung zu ihrem ursprünglichen Sinn zurückzuverhelfen, ihre verschiedenen, noch immer nicht verwirklichten Verheißungen zu erfüllen, das ist das Ziel, das am heutigen Feiertage die Republikaner demokratischer und sozialistischer Einstellung ablegen. Der Kampf um die Macht in Deutschland ist längst nicht zugunsten einer Adels herrschaft, auch nicht zugunsten der Nationalsozialisten entschieden. Der Wahlausgang am 31. Juli 1932 hat der Reaktion bereits eine Enttäuschung gebracht. Der Kampf um den Staat von Weimar, dessen Grundgesetz wir heute feiern, geht weiter und wird geführt von der Sozialdemokratie, heute entschiedener und entschlossener denn je unter dem Banner mit den drei Pfeilen und dem Rufe

Freiheit!

Junkkommissar Scholz.

Eine unmögliche und doch mögliche Ernennung.

Der Reichsminister des Innern hat jetzt tatsächlich Ministerialrat Scholz zum Junkkommissar des Reichsministeriums des Innern ernannt. Scholz ist Mitglied der Hitler-Partei.

SA. in Bewegung?

Manöver, um Nervosität zu erzeugen und auszunutzen.

Seit Tagen werden geflüstert Gerüchte über SA-Zusammenziehungen verbreitet. Man spricht von Konzentration der braunen Privatarmee des Regierungsaspiranten Hitler in Berlin und in der Umgegend, von Putzabsichten und dergleichen schönen Dinge. Die Nachrichten werden von nationalsozialistischer Seite absichtlich verbreitet, um die Nervosität der Bevölkerung zu erzeugen und absichtlich zu vergrößern, wo sie vorhanden war. Charakteristisch ist, daß heute niemand mehr Vertrauen zu offiziellen Erklärungen hat, seit die legale preussische Regierung und die gesetzmäßige Leitung der Berliner Polizei abgesetzt worden ist. Die „Kölnische Zeitung“, die sich den Berliner Gerüchten und Gerüchtemachern gegenüber eine gewisse Reserve bewahrt hat, gibt der Meinung Ausdruck:

Man deutet diese Bewegung als Versuch der SA., auf die Regierungsbildung einen starken äußerlichen Druck auszuüben, weil die SA. wohl glaube, durch eine Sonderaktion den Absichten der Parteileitung nützen zu können. Ob diese Bewegung in der SA. mit Wissen und Zustimmung der Parteileitung geschieht, ist nicht festzustellen. Jedoch wird dies in unterrichteten Kreisen bezweifelt. Man sieht zunächst in der Bewegung mehr ein Privatunternehmen der SA. von Berlin und Brandenburg. Es fehlt natürlich nicht an Stimmen, die behaupten, die brandenburgische SA. beabsichtige zum Verfassungstag eine gewaltsame Unternehmung gegen die Reichshauptstadt, Dabei spielt wohl die Erinnerung an den Versuch mit, den Hitler ebenfalls an einem geschichtlichen Tag, nämlich dem 9. November 1923, zur Aenderung der Verhältnisse unternahm.

Selbstverständlich erklären die Regierung und die Polizei, daß sie von allem unterrichtet seien und daß sie alle Macht-

Hitler lockt — Goebbels droht.

„Nur noch wenige Tage“ — sagt der „Angriff“.

Hinter den Kulissen klopft Hitler die Sprache der reinen Loyalität. Vor den Kulissen brüllt Goebbels die Sprache des gemeinen Verbrechens.

Polizeilich ist festgestellt, daß der SS-Mann Jente in Reichenbach unseren Genossen Paeische ermorden wollte und dabei durch vorzeitige Explosion einer Bombe ums Leben gekommen ist. Der „Angriff“ schreibt froh weiter: „Mordmord! Der Mord an dem SS-Mann Jente“ und schließt so:

Alle Anzeichen sprechen auch dafür, daß Jente von den Nazis ermordet wurde, und die schamlose Hege der Journaliste bestätigt lediglich wieder einmal die Gewissenlosigkeit der jüdischen Schreiberlinge, die — ohne das genaue Untersuchungsergebnis abzuwarten — nur die beiden sich widersprechenden Meldungen kennen und sie benutzen, um ihre Mordhege weiter fortzuführen.

Wiedergabe polizeilicher Nachrichten heißt, in die Verbrechersprache des „Angriff“ übersetzt, „Mordhege“.

Was keine Mordhege ist, erfährt man an anderer Stelle. Da heißt es:

In Deutschland wütet der Bürgerkrieg. Täglich kann man in den Zeitungen von Sprengstoffanschlägen lesen. Fenster stürzen, Bomben werden in die Wohnungen geworfen, die Tapeten fallen herunter und Schränke lösen sich in ihre Einzelteile auf.

Woher das kommt? Der „Angriff“ erklärt das so:

14 Jahre lang hat man die Nationalsozialisten gequält und terrorisiert, man hat ihre Anhänger in die Gefängnisse geworfen, man hat sie aus den Wohnungen und aus den Zügen heraus verhaftet, man hat ihnen Freiheitsstrafen aufgebürdet, die Kerkerzellen wurden nicht mehr leer und jetzt wundert man sich, wenn all diese Qual und all dieser Terror und all die hineingestrefene Wut und Not und Verzweiflung explodiert. Ein System, das 14 Jahre lang den Terror ruhig mitan sah und für unsere Beschwerden nur ein leichtes Achselzucken übrig hatte, wundert sich jetzt, wenn Bomben tragen.

Der „Terror“ gegen die Nazis hat darin bestanden, daß sie für Totschlag, Körperverletzung, Landfriedensbruch usw. noch nicht zur halben Tage wie die Kommunisten bestraft worden sind. Dafür revanchieren sie sich jetzt mit tragenden Bomben!

Natürlich, der „Angriff“ ist immer noch legal genug,

solche „Verzweiflungsakte nicht zu billigen“. Aber wer hat schuld? „Die Journaliste und das System.“ Wörtlich weiter:

Eine deutsche Jugend läßt sich eben nicht für immer niederknüppeln und verleugnen und in den Dreck treten.

„Eine deutsche Jugend“ schießt durch Fenster auf Frauen und Kinder, läuft dann davon, läßt das Blaue vom Himmel herunter, wenn sie gefaßt wird, und der „Angriff“ als Erzähler wundert sich nicht darüber. Im Gegenteil.

Wir wundern uns auch nicht! Eine Jugend, die den „Angriff“ und ähnliche Druckerzeugnisse als geistige Kost genießt, kann gar nicht anders sein! Wenn sie z. B. in derselben Nummer des „Angriff“ über das Attentat auf den Redakteur der „Post. Ztg.“ Dr. Winners, liest, dieser habe „mit einem stumpfen Gegenstand einen kleinen Stoß gegen den Kopf abbekommen“, so versteht sie grinsend, was damit gemeint ist und was man von ihr verlangt.

Eine Pressefreiheit gleich jener, deren sich der „Angriff“ — trotz Notverordnungen — erfreut, gibt es in keinem andern Lande der Welt!

Und nun — kann jemand so tun, als verstünde er nicht, wenn derselbe „Angriff“ in derselben Nummer zur Frage der Regierungsbildung wörtlich folgendes schreibt:

Mit Zuversicht dürfen wir erwarten, daß der Führer die ganze Frage einer glücklichen Lösung entgegenführt wird. Die Dinge liegen für uns so günstig und

die Machtmittel, die Adolf Hitler in der Hand hält, sind so groß,

daß wir keinerlei Anlaß haben, vorzeitig die Nerven zu verlieren. Wir können, nachdem wir so lange gewartet haben, auch noch die wenigen Tage warten bis zur endgültigen Entscheidung.

In dem Augenblick, in dem der Reichspräsident sich anschickt, mit Hitler zu verhandeln, verweist der „Angriff“ unter kaum verhüllter Verherrlichung schon begangener nationalsozialistischer Gewaltverbrechen auf die „Machtmittel“, die Hitler angeblich zur Verfügung stehen.

Was von Hindenburg unter frechen Drohungen verlangt wird, das ist nichts anderes als die Kapitulation vor der illegalen Gewalt!

Biehischer Mord in Oberschlesien.

Verübt von Soldaten des Kanzleranwärters Hitler!

Gleiwitz, 10. August.

Die Polizeidirektion teilt mit:

„In der Nacht zum Mittwoch wurde in Potempa (Landkreis Gleiwitz) der kommunistisch gesinnte 35 Jahre alte Arbeiter Konrad Pietzusch ermordet. Gegen 1.30 Uhr drangen mehrere uniformierte SA- und SS-Leute, die in einem Personentransportwagen nach Potempa gekommen waren, in das unverschlossene Zimmer ein, in dem Konrad Pietzusch, sein Bruder Alfons und seine Mutter schliefen. Mit dem Ruf: „Maus aus dem Bett, ihr verfluchten Kommunisten! Hände hoch!“ zerrten sie Konrad Pietzusch, der zusammen mit seinem Bruder Alfons in einem Bett schlief, von seinem Lager und misshandelten ihn schwer.

Konrad Pietzusch flüchtete in eine Kammer neben dem Zimmer. Sein Bruder Alfons erhielt einen wuchtigen Schlag auf den Kopf und trug eine stark blutende Wunde davon.

Einer der Täter stieß die Kammertür auf und gab aus einer Pistole einen Schuß in die Kammer ab. Darauf verließen die Täter das Haus. Die Mutter Pietzusch begab sich darauf in die Kammer und fand ihren Sohn in einer blutigen Lage liegend tot auf. Einer der Täter wurde gleich nach der Tat festgenommen. Die weiteren Ermittlungen führt die Landeskriminalpolizei in Zusammenarbeit mit der Landjägererei. Im Interesse der Aufklärung der Tat können zur Zeit weitere Angaben nicht mitgeteilt werden.“

Die „Erdwälle“ sind schuld.

Im Zusammenhang mit dieser Meldung, die die Blutschuld der „braunen Armee“ aufs neue feststellt, gewinnt die nachstehende Veröffentlichung der „Telunion“ ein besonderes Gesicht:

Das Ergebnis der Untersuchungen des nach Oberschlesien ent-

mittel anwenden würden, um jedem Streich zu begegnen. Nur wird durch solche Erklärungen keine Beruhigung geschaffen, weil — nun weil sie eben von der Regierung Papen-Baß-Bracht stammen und diese Regierung in den breiten Volksschichten keinerlei Vertrauensboden hat, um so weniger, als ja sie es ist, die den Hitler-Banden erst ihre neuen Treffen wieder erlaubt hat...

Hitler soll Farbe bekennen.

Hat ihn die ausländische Rüstungsindustrie finanziert?

Hamburg, 10. August.

Am 25. Juli hatte das Hamburger Landgericht auf Antrag Hitlers eine einstweilige Verfügung gegen den Verlag Auer u. Co. sowie gegen den Redakteur Braune vom sozialdemokratischen „Echo der Woche“ erlassen, weiter die Behauptungen zu verbreiten, daß Hitler den Krieg wolle, weil er die internationale Rüstungsindustrie, die Hitler finanziell unterstütze, brauche.

Auf den Widerspruch des Beklagten hin hatte bereits ein Verhandlungstermin vor der Preizienkammer A des Hamburger Landgerichts stattgefunden, in dem eine Entscheidung für den

landten Sonderbeauftragten der preussischen Regierung, Ministerialrat Dr. Schüge, hat, wie wir erfahren, die nationalsozialistischen Angaben insofern bestätigt, als gewisse Erdanlagen in der Nähe von Gleiwitz nimmere entfernt werden sollen. Es handelt sich einmal um einen vor einer deckungslosen Ebene angelegten „Karpenteich“, zu dessen Anlagen Erdmassen in Form von Wällen aufgeföhren worden sind. In einem anderen Falle handelt es sich um eine „Hühnerfarm“, die in einer erhöht liegenden Kiesgrube angelegt ist und um die gleichfalls Erdwälle mit Schulterwehren gezogen waren. Die Schulterwehren sollten angeblich den Hühnern Schatten geben. Man glaubt, den Besitzern der Anlagen den guten Glauben zubilligen zu können, hat jedoch festgestellt, daß diese Anlagen tatsächlich militärischen Wert haben könnten, und zwar mit einer Front gegen Deutschland im Falle eines Eindringens von Polen.

Der Polizeipräsident von Gleiwitz, dem vor allem die nationalsozialistischen Vorwürfe galten, hatte offenbar die militärische Verwertbarkeit der Anlagen nicht richtig erkannt. Es ist im übrigen anzunehmen, daß bezüglich keiner Person gleichfalls eine Lösung gefunden wird.

Das heißt mit dürren Worten: Der Polizeipräsident von Gleiwitz soll entfernt werden, weil er den Nationalsozialisten unbehagen geworden ist. Die Meldung über den neuen Mord an dem kommunistischen Arbeiter, begangen von uniformierten Hitler-Soldaten, zeigt, warum der Haß gegen diesen Beamten besteht: Er scheut sich nicht, Mörder als Mörder zu fassen, auch wenn es sich um Braunjacken handelt. Also fort mit ihm, trotzdem erst in den letzten Tagen die Arbeiterorganisationen von Gleiwitz, einschließlich der Christlichen und der Hirsch-Dunderschen, die Ausdehnung seines Polizeibereichs auf die Umgebung forderten, weil sonst die Sicherheit nicht mehr gewährleistet sei.

Ein Beamter, der braune Mörder packt, ist nicht zu brauchen. Auch nicht ein Rundfunk, der den Mord einen Mord nennen würde. Deshalb gab die Nachrichtenwelle am Mittwochabend die Gleiwitzer Meldung nur wieder: „Die Mutter fand später ihren Sohn tot auf!“

10. August angekündigt worden war. Statt dieser Entscheidung wurde am Mittwochvormittag jedoch noch ein Beschluß verkündet, der dem Antragsteller Hitler auferlegt, glaubhaft zu machen, daß er von der ausländischen Rüstungsindustrie keine Gelder empfangen habe.

Man kann danach dem weiteren Verlauf des Prozesses mit einiger Spannung entgegensehen.

Mulden brennt!

Ein chinesischer Verzweiflungsakt gegen Japan?

London, 10. August.

Reuter meldet aus Peking, daß in Mulden eine riesige Feuersbrunst ausgebrochen ist. Es läßt das Gerücht um, daß der Brand von chinesischen Freiwilligen in Jivai angelegt worden ist. Wie aus chinesischer Quelle mitgeteilt wird, werden die strategisch wichtigsten Punkte Muldens von japanischen Landbesatzungen gehalten, die die von allen Seiten ankommenden chinesischen Freiwilligen in Schach halten. Wie weiter gemeldet wird, sollen die Chinesen die wichtigsten Stellen der um Mulden liegenden Häufelkette besetzt haben. Die Japaner haben dabei zahlreiche Verhaftungen von verdächtigen Personen vorgenommen.

Frauenchre vor Gericht.

Standalurteil einer Ferienzivilkammer.

Vor den Reichstagswahlen hatte ein deutschnationaler Verlag eine Subelschrift gegen sozialdemokratische Führer herausgegeben, bestehend aus verzerrten Karikaturen und gehässigen Unterschriften. In besonders gemeiner Weise war die Reichstagsabgeordnete, Genossin Toni Sender, in diesem Pamphlet behandelt. Nach typisch nationaler Manier hatte man sie nicht auf politischem Gebiet, sondern als Frau angegriffen. Wörtlich war zu ihrem verzerrten Porträt geschrieben:

„Besteht einen für sozialdemokratische Verhältnisse ungewöhnlichen Sex Appeal. Ist dabei von Kopf bis Fuß auf Zentrum eingestellt. Das ist ihre politische Halbwelt und sonst gar nichts.“

Wegen dieser hundsgeharnen Beschimpfung hatte Genossin Sender durch ihren Rechtsbeistand, Rechtsanwalt Otto Landsberg, eine einstweilige Verfügung gegen den Verlag der Subelschrift erwirkt. Auf die Beschwerde des Verlages hat jedoch die 4. Ferienzivilkammer des Landgerichts I die einstweilige Verfügung aufgehoben. In der Begründung dieser Entscheidung heißt es:

„Wenn in der Broschüre zunächst von einem „ungewöhnlichen Sex Appeal“ der Antragstellerin die Rede ist, so ist hierin freilich nicht eine auf politischem Gebiete liegende Anspielung auf die Person der Antragstellerin zu erblicken. Diese Anspielung stellt aber keine Ehrenkränkung dar, und ist in keiner Weise geeignet, die Antragstellerin verächtlich zu machen. Der Ausdruck „Sex Appeal“, der ja in neuester Zeit allgemein Eingang in den Sprachgebrauch gefunden hat, bedeutet wörtlich überlegt „weibliche Anziehungskraft“. (Können diese Richter englisch? Wollen sie uns sagen, welches Wort in sex appeal, wörtlich überlegt, „weiblich“ bedeutet? Red.) und wird auch in diesem Sinne in Deutschland ganz allgemein gebraucht.“

Die weiteren insamen Beschimpfungen entschuldigt das Gericht dahin, daß sie „rein politischen Charakter“ (!) trügen. Ihre Formulierung erkläre sich aus der offensichtlichen Anlehnung an ein bekanntes Couplet. Die Worte „Von Kopf bis Fuß auf Zentrum eingestellt“, bedeuten nach Ansicht des Gerichts lediglich eine Anspielung auf das politische Zusammengehen der Sozialdemokratie mit dem Zentrum! Ebensovienig steht das Gericht in dem Satze „das ist ihre politische Halbwelt“ eine Beleidigung. Das Wort „Halbwelt“ sei, und zwar „allein betrachtet, offenbar eine Beleidigung“. Aber der Verfasser habe sich nun einmal an das Couplet halten wollen, und da sei ihm nichts Besseres eingefallen! Der „an sich nicht glücklich gewählte“ Ausdruck „Halbwelt“ sei nur in politischem Sinne gemeint! Eine Verletzung der Frauenchre liege in dem Worte „Halbwelt“ nicht. — Wenn nun aber der Verfasser diese Wendung auf die Frau eines der mitwirkenden Richter gemünzt hätte, wäre dann der betreffende Herr der gleichen Ansicht gewesen? — Zum Schluß gibt das Urteil noch folgende allgemeine Betrachtung:

„Die Tatsache, daß die ganze fragliche Stelle zweifellos wenig geschmackvoll ist, rechtfertigt für sich allein noch nicht die Unanwendbarkeit der §§ 185 ff. StGB. Andererseits muß die Antragstellerin, die als Reichstagsabgeordnete und Reichstagskandidatin sich aus eigenem freien Willen auf einen besonders exponierten politischen Platz gestellt hat, in verstärktem Maße mit politischen Angriffen rechnen, und es kann dem politischen Gegner nicht zugemutet werden, gerade in Zeiten eines Wahlkampfes auf irgendeine etwa vorhandene außergewöhnliche persönliche Empfindlichkeit der Antragstellerin Rücksicht zu nehmen.“

Zu Deutsch: eine Frau, die sich ins politische Leben begibt, hat keinen Anspruch auf Schutz ihrer Frauenchre. Verlangt sie solche, so ist das „außergewöhnliche persönliche Empfindlichkeit“. Offenbar sind diese Richter der Ansicht, daß eine Frau, die aus ihrer Wirtschaft herausgeht, ohnehin damit ihre weibliche Chre abtut und von jedem Buben straflos beschimpft werden kann. Die drei Richter, die den Schutz der Frauenchre ablehnen, heißen: Landgerichtsdirektor Dr. Kern, Landgerichtsräte Dr. Solberger und Reimann. Gegen das Urteil ist Berufung eingelegt.

Vorverhandlungen beim Staatsgericht.

Möglichste Beschleunigung allseitig erwünscht.

Leipzig, 10. August. (Eigenbericht.)

Auf Einladung des Vorsitzenden des Staatsgerichtshofes für das Deutsche Reich waren am Mittwoch in Leipzig die Vertreter Preußens, Bayerns, Badens und des Reiches zu einer Besprechung über die weitere Behandlung der drei schwebenden Verfassungsstreitigkeiten zusammengetreten. Es wurde allseitig der Wunsch nach möglichster Beschleunigung geäußert. Die Maßnahmen, die der Beschleunigung dienen können, wurden eingehend erläutert. Besonders bestand Übereinstimmung darüber, daß ein möglichst baldiger Abschluß des Schriftwechsels der Parteien anzustreben ist.

S.A. besucht den Stahlhelm.

Nationalsozialistische Einbrecherbande verhaftet.

Eberswalde, 10. August. (Eigenbericht.)

Eine Einbruchssache, die bereits vier Monate zurückliegt, hat heute eine überraschende Aufklärung gefunden. In der Nacht vom 15. zum 16. März d. J. wurde im Materiallager des Eberswalder Stahlhelm ein Einbruch verübt und 35 Waffenröcke sowie mehrere Musikinstrumente und Telephon- und Funkgeräte gestohlen. Nun hat sich herausgestellt, daß die Führer der Eberswalder S.A. die Täter sind. Zwei S.A.-Führer und mehrere Mitglieder der S.A. wurden heute verhaftet.

Ueber die Einbruchssache, die in weiten Kreisen großes Aufsehen erregt, wird noch folgendes mitgeteilt: Die Ortsgruppe Eberswalde des Stahlhelm hatte in einer Autogarage ein Materiallager eingerichtet, in dem neben einer Bibliothek die Waffenröcke der Stahlhelmer sowie die Musikinstrumente der Stahlhelmkapelle und Telephon- und Funkgeräte aufbewahrt wurden. Am Morgen des 16. März merkten Stahlhelmer, daß die Eisenstäbe der Fenster verbogen und die Fenster an der Garage beschädigt waren. Als nachgesehen wurde, waren sämtliche Gegenstände des Materiallagers, 35 Waffenröcke, 3 Trommeln, mehrere Flöten Pfeifen und Blasinstrumente und Telephon- und Funkgeräte verschwunden. Eigentümlicherweise erstattete der Stahlhelm seinerzeit keine Anzeige, weil, wie es hieß, auch Waffen' entwendet worden sein sollten.

Zuerst wurden die Kommunisten beschuldigt, den Einbruch ausgeführt zu haben. Die Nachforschungen ergaben jedoch, daß die Eberswalder S.A. den Einbruch verübt und die Gegenstände gestohlen hatte, und zwar unter Anleitung ihres rühmlichst bekannten Führers Schimanski, der erst kürzlich verhaftet war, weil in seiner Wohnung Waffen gefunden worden waren.

Die Polizei hat festgestellt, daß die Musikinstrumente zum Teil in der S.A.-Kapelle verwendet, zum Teil nach auswärts geschafft wurden, wo sie ebenfalls in S.A.-Kapellen verwendet werden.

Verfassungsfeier 1932.



Reichsinnenminister Freiherr von Gayl hält die Festrede über das Thema: „Von Goethe bis Goebbels.“

Der gescheiterte Putsch.

Das Volk von Madrid für die Republik.

Die Spanische Botschaft in Berlin teilt uns auf Grund eines Ferngesprächs mit dem Außenministerium in Madrid mit, daß der Putschversuch einiger Offiziere, die in die Reserve überführt worden waren, und ihrer Komplizen nicht überraschend kam und dementsprechend rasch erledigt wurde.

Durch Madrid marschieren gewaltige Massen unter republikanischen und roten Fahnen.

Das Volk demonstriert für die verfassungsmäßige Demokratie und gegen jeden Versuch sie anzutasten. Die Massen begrüßen das entschlossene Vorgehen der verfassungstreuen Regierung und bezugens ihre Entschlossenheit, den freien Volksstaat gegen seine Feinde zu verteidigen.

Auch in den Provinzen herrscht völlige Ruhe. Von nirgendwo werden irgendwelche politischen oder militärischen Bewegungen gemeldet. Nach den bisher eingetroffenen Nachrichten haben

die Truppen aller Garnisonen sofort beim Bekanntwerden des Madrider Aufstandsversuchs für die Regierung Partei genommen.

Der Polizeikommandeur von Madrid erklärte den Journalisten, die Aufstandsbewegung könne als völlig gescheitert betrachtet werden. Der Innenminister hat eine baldige Darstellung der gesamten Ereignisse zugesagt.

Das Anferngangen der Weißgardisten.

Madrid über Paris, 10. August. (Eigenbericht.)

Um 4 Uhr früh betraten ein Infanterieoberleutnant, ein Hauptmann und ein Marineleutnant das Haupttelegraphenamt. Sie trugen Revolver bei sich und am Arm eine weiße Binde mit dem grünen St.-Andreas-Kreuz. Sie fragten zwei postenstehende Gendarmen nach ihren Vorgesetzten und forderten sie auf, ihnen zu gehorchen. Die Gendarmen lehnten das ab. Nichtsdestoweniger gelang es den Offizieren, während dieser Zwiesprache in das Innere des Telegraphenamts einzudringen. Im gleichen Augenblick rückten vierzig mit Revolvern bewaffnete Personen, teils in Zivil, teils in Uniform von außen her an. Hierdurch mißtrauisch gemacht, legte die Wache auf die Offiziere an, die sich im Innern des Gebäudes befanden und hielten auch die neuangekommenen Aufständischen in Schach. In diesem Augenblick, etwa 4.20 Uhr, wurde von dem Platz vor dem Telegraphenamt starkes Gewehr-

Die Waffenröcke sind in der Hauptsache verkauft, das Geld, das hierfür eingenommen wurde, ist von den S.A.-Führern vertrunken worden.

Gleichfalls wurden die Telephon- und Funkgeräte verkauft und die Beträge unter S.A.-Führern verteilt.

Die Ermittlungen in der Diebstahlsaffäre, die immer weitere Kreise zieht, sind noch nicht abgeschlossen. Bis jetzt ist eine Reihe von S.A.-Leuten festgenommen, die angeblich den Einbruch deshalb verübt zu haben, weil in der Garage, die als Materiallager diente, auch Waffen untergebracht sein sollten, die, so wollen die S.A.-Leute glauben machen, nach ihrer Meinung den Kommunisten gehört haben sollten. Weitere Verhaftungen in der Angelegenheit stehen bevor.

Neuer Termin im Prozeß Jürgensen.

Das Handgemenge im Preussischen Landtag.

In dem Zivilprozeß des sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten Jürgensen gegen den preussischen Staat, vertreten durch den Landtagspräsidenten Kerl, ist ein neuer Termin auf den 13. Oktober vor der Zivilkammer des Landgerichts I Berlin anberaumt. Der Abg. Jürgensen, der durch Rechtsanwalt Neumann vertreten wird, war bei der großen Landtagsochsitzung zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten erheblich verletzt worden. Er klagt auf die Zahlung von 1000 Mark Schmerzensgeld und die Feststellung, daß der Staat verpflichtet sei,

feuer vernommen. Hierdurch wurden die nächstgelegenen Polizeiwachen alarmiert, und es setzte alsbald ein regelrechter Kampf mit Revolvern und Karabinern gegen die Aufständischen ein; auch mehrere Maschinengewehre traten in Tätigkeit. Der Kampf dehnte sich dann aus und tobte längere Zeit um das Postministerium, das Kriegsministerium und das Gebäude der Sicherheitspolizei. Dabei sind drei Aufständische, darunter zwei Offiziere, getötet und mehrere andere verletzt worden. Auch die Polizei hat mehrere Verletzte. Es gelang ihr aber, die Aufständischen bald zurückzudrängen und die im Innern des Postministerium Befindlichen zu verhaften. Man vermutet, daß der Führer der Bewegung General Calvo zanti sowie mehrere Generale des alten Regimes sind. General Calvo zanti soll verwundet sein.

Um 7.45 Uhr morgens setzte plötzlich schweres Geschützfeuer über Madrid ein, das starke Erregung unter der Bevölkerung auslöste. Der Innenminister ließ erklären, daß es sich lediglich um Zielübungen handle und man sich nicht weiter zu beunruhigen brauche. Um 8.15 Uhr dauerte die Kanonade noch an.

Unter den verhafteten Personen ist auch General Fernandez Perez, der mit einem Trupp Aufständischer ins Kriegsministerium eingedrungen war. Als das Gewehrfeuer einsetzte, versuchte er mit seinen Anhängern in der kubanischen Botschaft Schutz zu finden; sie wurden jedoch, ehe sie diese erreichen konnten, verhaftet. Um 6 Uhr früh hat die Polizei den Platz vor dem Telegraphenamt säubern können. Ein von einem Leutnant, einem Unterleutnant und mehreren Kavalleristen besetztes Militärfastauto verfuhr trotz Befehls der Polizei den Platz zu überqueren und widerlegte sich dem Befehl, umzukehren, mit Waffengewalt. Polizei griff ein und feuerte auf das Fastauto; der Leutnant und der Unterleutnant wurden getötet.

Sozialistische Parole.

Madrid, 10. August.

Der Vorstand des sozialistischen Allgemeinen Gewerkschaftsbundes fordert in einem Manifest die Arbeiterklasse auf, Energie zu beweisen, aber ruhig zu bleiben. Er bittet, keine Aktion durchzuführen, ohne vorher entsprechende Anweisung erhalten zu haben. Aber jeder Mann müsse bereit sein, sich auf den ersten Wink hin in den Kampf zu stürzen.

Alle republikanischen, politischen oder sozialen Vereinigungen haben beschlossen, ihre Bemühungen mit denen der sozialistischen Partei zu vereinigen und deren Anweisungen zu befolgen.

In Sevilla hat der abgelegte Gendarmereigeneral San Jurjo einen Aufstand zumege gebracht. Militär ist von Madrid unterwegs, um ihn zu liquidieren.

den gesamten weiteren Schaden zu erlegen. Die Rechtsvertretung des preussischen Landtagspräsidenten Kerl liegt in den Händen von Rechtsanwalt Dr. Saß.

Es hatte bereits vor einiger Zeit der erste Termin in diesem Verfahren stattgefunden. Die Verhandlung mußte jedoch vertagt werden, weil der Schriftsatz des Beklagten noch nicht vorlag.

Kommunisten gegen Reichwehrgoldaten

Zusammenstöße in Erlangen. Fünf Verwundete.

Erlangen, 10. August.

Im Stadtbezirk Buchenbach kam es in der vergangenen Nacht vor und in dem Anwesen des Landwirts Michael Koerner zu schweren politischen Ausschreitungen.

Nach den bisherigen polizeilichen Meldungen griff eine Gruppe von etwa 30 bis 40 Personen, die unter Rotfront-Rufen durch die Straßen zogen, drei Reichwehrgoldaten an. Die Bedrohten zogen sich in das Koerner'sche Anwesen zurück. Die Menge stürzte in den abgeschlossenen Hof des Anwesens nach. Bei dem Zusammenstoß wurden die drei Reichwehrgoldatigen und zwei weitere Personen verwundet. Als die Angreifer aus dem Hofe wieder herausgedrängt waren, wurden von der Straße aus gegen das Anwesen Steine, Bierflaschen, Jaunlatten und sonstige Gegenstände geworfen. Die elektrische Straßenbeleuchtung wurde ausgeschaltet. Beim Eintreffen polizeilicher Verstärkungen flüchteten die Beteiligten. Drei Personen wurden verhaftet.

Berlins Kampf um den Freiheitstag.

Verfassungstag in Verbotszeit. — „Eine Grenze hat Tyrannenmacht!“

Der Verfassungstag des Jahres 1932 wird von der Berliner republikanischen Bevölkerung unter dem dunklen Schatten des 20. Juli 1932 begangen, an dem die verfassungsmäßige preussische Staatsregierung durch einen Gewaltakt ihrer Funktionen enthoben wurde. Dieser schmerzhafteste Tag innerdeutscher Geschichte seit dem Bestehen der Republik gibt zum 11. August keiner Festesfreude Raum. Gewiß denken wir Berliner Republikaner nicht daran, den Kopf hängen zu lassen, wir sind in Geschlossenheit zum Kampf um den Schutz der demokratischen Rechte gerüstet und bereit. Das Regime Papen-Gayl-Bracht hat uns untersagt, der Republik durch den gewaltigen, schon geradezu historisch gewordenen Fackelzug unter dem freien Himmel eines freien Volkes zu huldigen. Unsere Liebe zur Freiheit und zur Republik ist aber viel tiefer begründet als die Herren, die heute regieren: annehmen. Was drinnen im Herzen sitzt, ist durch Verordnungen und Verbote nicht auszurotten. Wenn unsere Gedanken heute zurückschweifen zu den Verfassungstagen vergangener Jahre, so schreien wir nicht in Erinnerungen, sondern wir wollen bei dem, was war, um für das, was ist und für das, was nach unserem Willen einmal sein soll und wird, neue Kraft zu gewinnen.

Als im August 1919 die Verfassung von Weimar durch den Reichspräsidenten Friedrich Ebert unterzeichnet war, stand im „Vorwärts“ zu lesen:

*Laßt andere jammern und klagen!
Wir haben zu neuer Fahrt
Die Fahnen gehißt und tragen
Die neue Gegenwart.*

Das Wort des Dichters hat in den dreizehn schweren Jahren, die hinter uns liegen, nichts an Bedeutung verloren. Es ist uns auch heute noch Bekenntnis und Wegweiser. Die Vollendung des Verfassungswerkes ist damals im August des Sturmjahres 1919 in Berlin nicht mit jener Begeisterung aufgenommen worden, die ihr in ruhigen Zeiten zuteil geworden wäre. Aber bedenken wir: Berlin hatte eben die schweren Kämpfe der Spartakusperiode hinter sich, und gerade auf dem Proletariat lag die entsetzliche Last der ersten Nachkriegszeit. Vor allem aber waren kaum sechs Wochen vergangen seit der Unterzeichnung des Gewaltfriedens von Versailles, gegen den gerade die Sozialdemokratie aus höchster moralischer Berechtigung heraus einen leidenschaftlichen Kampf geführt hatte. Auch im Jahre 1920 wurde in Berlin des Verfassungstages noch nicht in gebührender Weise gedacht. Aber daß die Arbeiterchaft Verfassung und Republik schützte, das hatte der schmächtig gekleinerte Kapp-Putsch wenige Monate vorher bewiesen. Zum 11. August 1921 erschien dann zum ersten Male im „Vorwärts“ der Appell „Heraus mit Schwarzrotgold! Morgen Verfassungstag!“ Bei einer offiziellen Feier im Opernhaus unter den Linden sprach der damalige Reichsfanzler Dr. Wirth Worte, die heute gesprochen und an Herrn Hitler und seine Umgebung gerichtet werden könnten. Sie lauteten: „Wehe denen, die diesem Volk, das guten Willens ist, Steine reichen!“

Heute vor zehn Jahren . . .

Heute vor zehn Jahren, am 11. August 1922, erlebte Berlin seine erste große Verfassungsfeier. Noch nicht sechs Wochen waren vergangen, seitdem Walter Rathenau von schicksalichen Mördern niedergestreckt worden war. Berlins republikanische Bevölkerung brachte darauf, ein Bekenntnis zum freien Staate abzulegen. Damals zum ersten Male fand in Gegenwart unseres Friedrich Ebert die offiziell gewordene Feier im Reichstag statt.

Abends im Schauspielhaus waren die Vertreter der Republik versammelt. Draußen aber standen Tausende und aber Tausende mit Fackeln und schwarzrotgoldenen Fahnen. Friedrich Ebert rief der Jugend die Worte zu: „Darum möge Ihnen, der Berliner freiheitlich und republikanisch gesinnten Jugend, auf die wir bauen und hoffen, der Tag beschieden sein, von dem die Worte des Dichters sprechen: der Tag der Einigkeit, des Rechtes und der Freiheit.“ Denken wir an das schwere Notjahr 1923 zurück, so verdient vor allem Erwähnung, daß seit diesem 11. August alljährlich die Berliner Schulpolizei den Geburtstag des Grundgesetzes von Weimar festlich begeht.

Ein Jahr zog ins Land, das ein tragisches Ereignis brachte, unter dessen Eindruck wir Berliner wochenlang gestanden haben. Wir bangten um das Leben des ersten Reichspräsidenten, wir geleiteten von der Wilhelmstraße über den Reichstag zum Potsdamer Bahnhof den allzu früh von uns Gerissenen. Am 11. August 1925 nahm den Platz Friedrich Eberts bei der Feier im Reichstag Paul von Hindenburg ein. Gewiß, es war unter dem Robinnett Luther-Schiele eine recht nüchterne Feier, aber dafür stand Berlin unter dem Zeichen von Schwarzrotgold, und in Treptow waren, Mann an Mann, Tausende an Tausende gereiht, die Kameraden des Reichsbanners verlammt, um ein begeistertes Bekenntnis zur Republik und zur Demokratie abzugeben. 1926 erklang es im „Vorwärts“:

*Wir wollen selbst errichten
Die Heimstatt der Nation.*

Wiederum huldigte Berlin der Verfassung. 1927 sah dann neben der offiziellen Feier der Bürgerblockregierung Marx einen Fackelzug der Hunderttausend am Funkhaus, von dem gesagt werden konnte, daß kaum je eine Demonstration an diese

herangereicht hätte. Ein Jahr später hatte der Volkswille die Regierung des Bürgerblocks hinweggefegt.

Am 11. August 1928 um 12 Uhr betrat der Reichspräsident von Hindenburg an der Seite des Reichsinnenministers Carl Severing die Mitteltloge im Reichstag. Der Sozialdemokrat Universitätsprofessor Dr. Kadbruch hielt die Festrede. Der Volksfeierabend in Berlin aber ward ein Festabend, an dem Hunderttausende teil hatten.

1929: Volksfeierabend.

Schon Tage vorher wurde zum zehnten Geburtstag der Reichsverfassung, zum 11. August 1929, in der republikanischen Presse der Ruf erhoben: Rüstet zum Verfassungstag. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold hatte aus allen Ecken Deutschlands seine Mitglieder herbeigerufen, aus Oesterreich kamen die Gäste, und die Zusammenarbeit der Regierungen von Reich und Ländern, des Magistrats Berlin, der republikanischen Organisationen und der freiheitlich gesinnten Berliner Bevölkerung sorgte dafür, daß der zehnte Geburtstag von Weimar zu einer einzigartigen Manifestation des deutschen Freiheitswillens wurde. Neben dem Festakt der Reichsregierung und den Abendsfeiern der Behörden, neben den Volksfesten allüberall, die 1929 in großem Umfange zum ersten Male stattfanden, rollte im Deutschen Stadion, das mit 800 schwarzrotgoldenen Fahnen des Reichsbanners geschmückt war, ein Festspiel ab, an dem ein Gesangschor von 7500 Schulkindern, der Deutsche Arbeiterfängerbund und die Vereinigten Kapellen der Schulpolizei teilnahmen. Ein Volksrundflug, eine Geschwaderfahrt der republikanischen Wasserportler auf den Havelseen und viele andere Sonderveranstaltungen umrahmten das Fest der Republik. Ein großer Zapfenstreich am Vorabend auf dem Platz der Republik

Blinder erdrosselt seine Familie.

Selbstmord des Verzweifellen. — Grausige Tat im Norden Berlins.

In der Kiautschoustraße, im sogenannten „Afrikanischen Viertel“ im Norden Berlins, wurde gestern am frühen Nachmittag eine furchtbare Tragödie entdeckt. Im vierten Stockwerk des Hauses wohnt der 43 Jahre alte Kriegsinvalide Hermann Stech mit seiner um zwei Jahre jüngeren Frau Elise und den beiden Kindern, dem 11 Jahre alten Gerhard und der 5jährigen Eva. Seit Dienstag abend hatten Hausbewohner von der Familie nichts mehr gehört und als sich gestern auf dem Treppengang starker Gasgeruch bemerkbar machte, schöpften Nachbarn Verdacht und alarmierten die Polizei und Feuerwehr. Den Eintretenden bot sich ein grauenhaftes Bild. Gleich in der Küche lag mit blutbeflecktem Gesicht und einer Schlinge aus Gaze um den Hals leblos Frau Stech. Im Schlafzimmer fanden die Eintretenden die beiden Kinder in ihren Betten gleichfalls erdrosselt auf. Als die Beamten schließlich die von innen verriegelte Toilette aufbrachen, fanden sie in dem völlig vergasteten Raum den Kriegsinvaliden Stech, der im vorigen Jahr völlig erblindet war, ebenfalls tot auf.

Stech hat die furchtbare Tat zweifellos aus Verzweiflung über seine Erblindung begangen. Bis zum vorigen Jahr konnte er noch etwas sehen, dann verschimmerte sich sein Sehen — eine Folge des unheiligen Weltkrieges — aber derart, daß er trotz aller ärztlicher Bemühungen vollends sein Augenlicht verlor. Der Unglückliche war in einem Büro angestellt; sein Mißgeschick nahm ihn bald die ganze Arbeitskraft. Dazu gefellte sich die Sorge um die Zukunft seiner Familie. Aus diesen Erwägungen heraus dürfte in Stech der Plan gereift sein, aus dem Leben zu scheiden und seine Frau und die beiden Kinder mit in den Tod zu nehmen. Wie man annimmt, ist die grausige Tat offenbar schon in der Nacht zum Dienstag geschahen. Unerkärllich ist zunächst noch, daß von den Hausbewohnern niemand etwas gemerkt hat, denn alle Anzeichen deuten darauf hin, daß sich die Kinder heftig zur Wehr gesetzt haben.

Mit einem stumpfen Gegenstand sind die Kleinen, nachdem Stech seine Frau in der Küche erdrosselt hatte, von dem Vater niedergeschlagen und dann mit einer Gasechneur erwürgt worden.

Die Tat des Bündens muß der unglücklichen Frau selbst so überausend gekommen sein, daß sie keine Gegenwehr mehr leisten konnte. Die Leichen sind von der Kriminalpolizei beschlagnahmt worden.

Knut Hamsun:

12

Kleine Erlebnisse.

Meine Angst war entsetzlich, ich fing an zu zittern. Ich suchte auf dem Fußboden nach dem Zahn, wagte aber nicht, die Blicke vom Fenster zu wenden — vielleicht konnte das Gesicht ja wiederkehren.

Als ich den Zahn gefunden hatte, wollte ich ihn gleich wieder nach dem Kirchhof bringen, hatte aber nicht den Mut dazu. Ich sah noch immer allein und konnte mich nicht rühren. Ich höre Schritte draußen auf dem Hof und meine, daß es eine der Mägde ist, die auf ihren Holzspantoffeln geklappert kommt; ich wage aber nicht, sie anzurufen, und die Schritte gehen vorüber. Eine Ewigkeit vergeht. Das Feuer im Ofen fängt an auszubrennen, und keine Rettung zeigt sich mir.

Da beiße ich die Zähne zusammen und stehe auf. Ich öffne die Tür und gehe rückwärts zur Gefindestube hinaus, unverwandt nach dem Fenster sehend, an dem der Mann gestanden hatte. Als ich auf den Hof hinaus gekommen bin, renne ich nach dem Stall hinüber, um einen der Knechte zu bitten, mich nach dem Kirchhof hinüber zu begleiten.

Die Knechte befanden sich aber nicht im Stalle. Jetzt unter freiem Himmel war ich indes fühner geworden, und ich beschloß, allein nach dem Friedhof hinauf zu gehen; dadurch würde ich es auch vermeiden, mich jemandem anzuvertrauen und dann später in des Onkels Klauen zu geraten.

So ging ich denn allein den Hügel hinan. Den Zahn trug ich in meinem Taschentuch. Oben an der Kirchhofspforte blieb ich stehen — mein Mut verfiel mir seinen ferneren Bestand. Ich höre das ewige Brausen des Stromes, sonst ist alles still. Der Kirchhofseingang war keine Tür, nur ein Bogen, durch den man hindurch ging; ich stelle mich voller Angst auf die eine Seite dieses Bogens und stecke den Kopf vorsichtig durch die Öffnung, um zu sehen ob ich es wagen könne, weiter zu gehen.

Da sinke ich plötzlich platt auf die Knie. Ein Stück jenseits der Pforte, da drinnen zwischen den Gräbern, stand mein Mann mit dem Südwesten. Er hatte

wieder das weiße Gesicht, und er wandte es mir zu, gleichzeitig aber zeigte er vorwärts, nach dem Kirchhof hinauf.

Ich sah dies als Befehl an, wagte aber nicht zu gehen. Ich lag sehr lange da und sah den Mann an, ich sah ihn an und er stand unbeweglich und still da.

Da geschah etwas, was mir wieder ein wenig Mut machte: ich hörte einen der Knechte unten am Stallgebäude geschäftig umhergehen und pfeifen. Dieses Lebenszeichen um mich her bewirkte, daß ich mich erhob. Da entfernte sich der Mann ganz allmählich, er ging nicht, er glitt über die Gräber dahin, immer vorwärts zeigend. Ich trat durch die Pforte. Der Mann lockte mich weiter. Ich tat einige Schritte und blieb dann stehen; ich konnte nicht mehr. Mit zitternder Hand nahm ich den weißen Zahn aus dem Taschentuch und warf ihn mit aller Macht auf den Kirchhof. In diesem Augenblick drehte sich die eiserne Stange auf dem Kirchturm herum und der schrille Schrei ging mir durch Mark und Bein. Ich stürzte zur Pforte hinaus, den Hügel hinab und nach Hause. Als ich in die Küche kam, sagten sie mir, mein Gesicht sei weiß wie Schnee . . .

Es sind jetzt viele Jahre seitdem vergangen, aber ich entsinne mich jeder Einzelheit. Ich sehe mich noch auf den Knien vor der Kirchhofstür liegen, und ich sehe den rotbärtigen Mann.

Sein Alter kann ich nicht einmal ungefähr angeben. Er konnte zwanzig Jahre alt sein, er konnte auch vierzig sein. Da es nicht das letzte Mal sein sollte, daß ich ihn sah, habe ich auch später noch über diese Frage nachgedacht; aber noch immer weiß ich nicht, was ich über sein Alter sagen soll . . .

Manchen Abend und manche Nacht kam der Mann wieder. Er zeigte sich, lachte mit seinem weitgeöffneten Munde, in dem ein Zahn fehlte, und verschwand. Es war Schnee gefallen, und ich konnte nicht mehr auf den Kirchhof gehen und den Zahn in die Erde stecken. Und der Mann kam wieder und wieder, aber mit immer längeren Zwischenräumen, den ganzen Winter hindurch. Meine haarsträubende Angst vor ihm nahm ab; aber er machte mein Leben sehr unglücklich, ja unglücklich bis zum Uebermaß. In jenen Tagen war es mir oft eine gewisse Freude, wenn ich daran dachte, daß ich meiner Dual ein Ende machen könnte, indem ich mich bei Flut in den Strom stürzte.

Dann kam der Frühling und der Mann verschwand gänzlich.

Gänzlich? Nein, nicht gänzlich, aber für den ganzen

Sommer. Den nächsten Winter stellte er sich wieder ein. Nur einmal zeigte er sich, dann blieb er lange Zeit fern. Drei Jahre nach meiner ersten Begegnung mit ihm verließ ich das Nordland und blieb ein Jahr fort. Als ich zurückkehrte, war ich konfirmiert und wie ich selber meinte, ein großer, erwachsener Mann. Ich wohnte nun nicht mehr bei meinem Onkel auf dem Pfarrhof, sondern daheim bei Vater und Mutter.

Eines Abends zur Herbstzeit, als ich gerade schlafen gegangen war, legte sich eine kalte Hand auf meine Stirn. Ich schlug die Augen auf und erblickte den Mann vor mir. Er saß auf meinem Bett und sah mich an. Ich lag nicht allein im Zimmer, sondern mit zweien von meinen Geschwistern zusammen; aber ich rief trotzdem keines von ihnen. Als ich den kalten Druck gegen meine Stirn fühlte, schlug ich mit der Hand um mich und sagte: Nein, geh weg! Meine Geschwister fragten aus ihren Betten, mit wem ich spräche.

Als der Mann eine Weile still geessen hatte, fing er an, sich mit dem Oberkörper hin und her zu wiegen. Dabei nahm er mehr und mehr an Größe zu, schließlich stieß er beinahe an die Decke, und da er offenbar nicht viel weiter kommen konnte, erhob er sich, entfernte sich mit lautlosen Schritten von meinem Bett, durch das Zimmer, nach dem Ofen, wo er verschwand. Ich folgte ihm die ganze Zeit mit den Augen.

Er war mir noch nie so nahe gewesen wie diesmal; ich sah ihm gerade ins Gesicht. Sein Blick war leer und erloschen, er sah zu mir hin, aber gleichsam an mir vorüber, quer durch mich hindurch, weit in eine andere Welt hinein. Ich bemerkte, daß er graue Augen hatte. Er bewegte sein Gesicht nicht und er lachte nicht. Als ich seine Hand von meiner Stirn wegschlug und sagte: Nein, geh weg! zog er seine Hand langsam zurück. Während all der Minuten, die er auf meinem Bett lag, blinzelte er niemals mit den Augen . . .

Einige Monate später, als es Winter geworden und ich wieder von zu Hause gereist war, hielt ich mich eine Zeitlang bei einem Kaufmann W. auf, dem ich im Laden und auf dem Kontor half. Hier sollte ich meinem Mann zum letzten Male begegnen.

Ich gehe eines Abends auf mein Zimmer hinauf, zünde die Lampe an und entkleide mich. Ich will wie gewöhnlich meine Schuhe für das Mädchen hinausstellen, ich nehme die Schuhe auch in die Hand und öffne die Tür.

Da steht er auf dem Gang, dicht vor mir, der rotbärtige Mann.

(Fortsetzung folgt.)

leitete die Riesenfeier der Reichshauptstadt ein. Das, was wir am 11. August erleben, war in der Tat mehr, als wir hatten erhoffen können. Der „Vorwärts“ schrieb: „Hohe Erwartungen sind an den gestrigen Tag geknüpft worden. Die Wirklichkeit hat sie weit übertraffen. Die Republik ist gestern nicht bloß gefeiert, sondern von Millionen erlebt worden.“ Wer heute unsere große illustrierte Sonderausgabe zum zehnten Verfassungstag durchblättert, vor dessen Augen wird dieses unerreichte Ergebnis ganz lebendig.

1930 und 1931 — wir brauchen der jüngeren Vergangenheit nicht im einzelnen zu gedenken. Das republikanische Berlin hat in den letzten zwei schweren Jahren bewiesen, daß es auch in den Zeiten schwerer Not zur Fahne steht, der es geschworen hat.

11. August 1932. Das deutsche Volk, und vor allem auch die Bevölkerung Berlins, hat am Sonntag vor acht Tagen ihren antifaschistischen Willen deutlich bekundet. Wir Berliner begehen diesen Verfassungstag darum in voller Erkenntnis der Stunde, aber in der Gewißheit, daß die Zukunft auf unserer Seite ist. Wir erinnern an diesem Verfassungstag die Machthaber von heute an die Worte Schillers:

Rein, eine Grenze hat Tyrannenmacht:
Wenn der Gedrückt nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, greift er
Hinauf getrockneten Mutes in den Himmel
und holt herunter seine ewigen Rechte,
Die droben hangen unerbürdlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst.

Wir wollen nicht Willkür und Knechtschaft,
Wir wollen, trotz Papen und Hitler, nun und
Immerdar

Freiheit!

Die Verfassungsfeier der Berliner Polizei.

Die schon zu einer Tradition gewordene Verfassungsfeier der Berliner Schuttpolizei geht auch in diesem Jahre in dem üblichen Rahmen im Lustgarten vor sich. Die Kapelle der Berliner Kriminalpolizei wird ab 9 Uhr konzertieren. Um 9.30 Uhr wird der Aufmarsch der Polizeibeamten beendet sein. Nach einer Ansprache des kommissarischen Polizeipräsidenten Dr. Meißner findet der Vorbeimarsch statt. Der Lustgarten hatte schon gestern reichen schwarzrotgoldenen Fahnen Schmuck erhalten.

Den Freunden in den Tod gefolgt.

Tragisches Ende eines Studenten.

Nach zweitägigem Suchen, an dem eine große Militärabteilung, zehn Polizeibeamte und viele Freiwillige teilnahmen, wurde jetzt der vermählte deutsche Student Rudolf Sauer im Wald bei Gänse erhängt aufgefunden. Sauer, der sich auf Besuch in Schweden befand, war bei einem Autoausflug schwer verletzt worden, während seine beiden Gefährten, ein junger Schwede und ein junger Deutscher, dabei den Tod gefunden hatten. Obwohl Rudolf Sauer nicht am Steuer gesessen und den Tod seiner Kameraden nicht verschuldet hatte, war ihm der tragische Vorfall doch so zu Herzen gegangen, daß er sich das Leben nahm. 200 Meter von der Unglücksstelle entfernt fand man ihn. Er war 22 Jahre alt und Sohn eines Berliner Kaufmanns.

Verbot der Sportpalastversammlung der Antifaschistischen Aktion. Der Berliner Polizeipräsident hat die für Donnerstag von der Antifaschistischen Aktion in den Sportpalast einberufene Kundgebung auf Grund der Räteregierung des Reichspräsidenten vom 28. Juni § 1 Absatz 2 wegen Störung der öffentlichen Ruhe verboten.

Die große Funkausstellung.

Vom 19. bis 28. August in Berlin.

In acht Tagen wird die 9. Große Deutsche Funkausstellung eröffnet werden. Die Vorbearbeitungen der Aussteller sind bereits in vollem Gang und Direktor Wischel vom Ausstellung-, Messe- und Fremdenverkehrsamt der Stadt Berlin nahm deshalb Anlaß, der Presse einige Informationen zu geben.

Aus der einleitenden Ansprache Direktor Wischels konnte man entnehmen, daß sämtliche sechs Funkturmhallen im Ausmaß von 25 000 Quadratmeter von den Ausstellern restlos belegt und daß außerdem die große Halle II mit 5500 Quadratmeter belegt ist. In dieser Halle, die Platz für 10 000 Personen bietet, wird jeder Besucher der Funkausstellung Gelegenheit haben, den praktischen Sendebetrieb kennenzulernen. Es sind 40 000 persönlich gehaltene Einladungen in die ganze Welt verschickt worden und aus fast sämtlichen europäischen Ländern liegen bereits Anmeldungen vor. Wenn in Deutschland wird die Durchführung von 43 Sonderzügen vorbereitet. Trotz der Ungunst der Zeit wird man angesichts der großen Beliebtheit, deren sich das Funkwesen erfreut, damit rechnen können, daß auch diese Ausstellung ein voller Erfolg werden wird, weil sie einmal dem technischen Fortschritt dient und alle für das Funkwesen maßgebenden Kräfte zusammenfaßt, zum andern weil sie die große zentrale deutsche Veranstaltung dieser Art ist, die keine Zersplitterung aufkommen läßt und drittens, weil sie im Gegensatz zu den Messen, die nur die Händler zulassen, auch dem konsumierenden Publikum im weitesten Umfang dienen will.

Sodann sprach das geschäftsführende Vorstandsmitglied des Verbandes der Funkindustrie G. W. Dr. Erwin Wischel, in seiner Eigenschaft als Leiter der Großen Deutschen Funkausstellung Berlin 1932 über die wirtschaftlichen Fragen des Rundfunks. Er wies darauf hin, daß sich gerade die GDF, zu einer den gesamten europäischen Markt beherrschenden Verkaufsanstalt der deutschen Funkindustrie entwickeln habe. Die Ausbreitung des Rund-

Berlin ehrt den Fliegerpionier.

Das Lilienthal-Ehrenmal in Lichterfelde. — Ansprache des Oberbürgermeisters.

Am gestrigen Mittwoch, dem 86. Todestag des deutschen Fliegerpioniers Otto Lilienthal, der auf dem Friedhof in Lichterfelde-Ost ruht, wurde auf dem historischen Gelände in Lichterfelde-Ost, auf dem Lilienthal vor etwa 40 Jahren seine ersten Flugversuche machte, eine Gedenkstätte für den Vater des Menschenfluges eingeweiht.

Der Präsident der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Luftfahrt e. V., Geheimrat Professor Dr.-Ing. e. h. Schütte, wies in seiner Ansprache darauf hin, daß die GDF sich acht Jahre bemüht habe, die Vollendung und Einweihung einer „Otto-Lilienthal-Gedenkstätte“ herbeizuführen. Wenn dies jetzt in dieser unendlich schweren Zeit wirtschaftlicher Not und politischer Zerrissenheit doch noch gelungen sei, so verdanke man dies in erster Linie der Stadt Berlin und außerdem einigen wenigen hochherzigen Spendern.

Oberbürgermeister Dr. Schum übernahm für die Stadt Berlin das Ehrenmal und sagte: Mit innerster Dankbarkeit und mit einem Gefühl nationalen Stolzes gedenken wir heute dieses großen deutschen Mannes, der vor nahezu 70 Jahren zusammen mit seinem Bruder, dessen ehrwürdige Greisengestalt heute hier zu begründen mir eine besondere Ehre ist, die ersten flugtechnischen Arbeiten begonnen. Es war ein jähes Ringen, und nicht durch Spott und nicht durch Mißerfolge haben sich die Brüder von ihrer Überzeugung abbringen lassen, daß es ihnen gelingen würde, den alten Traum der Menschheit zu erfüllen und bahnbrechend für alle Welt zu wirken. Mit dem Denkmal sollen aber auch die toten Heldentümer geehrt werden, die für Deutschland im Weltkrieg ihr Leben gelassen haben. Mit dem Denkmal sollen die lebenden deutschen Flieger gewürdigt werden, die im Geiste Otto Lilienthals dem deutschen Namen in weltumspannenden Flügen neue Ehre verschafft haben.

Kühnlich und bezaubernd war es, daß der weiße Flug nicht eine

einziges Fahne als Schmuck aufwies, keine Fahne der Stadt Berlin, keine preussische Fahne, keine schwarzrotgoldene Nationalfahne.

Um das neue Ehrenmal für den deutschen Fliegerpionier Lilienthal zu erreichen, bedarf es eines halbstündigen Weges vom Bahnhof Lichterfelde-Ost durch die verlängerte Wilhelmstraße, die Heinersdorfer Straße über den Kaiserplatz in die Steinstraße. Hier in der Steinstraße, die ursprünglich ein Feldweg war und nach dem städtischen Rieselgut Ostorf führte, war früher eine Ziegelei, deren Braum Lilienthal benutzen durfte, um sich einen Abflughügel in diesem sonst ganz flachen Gelände aufzuräumen zu lassen.

Ein Gastwirt hatte vor Jahrzehnten das ganze Land mit dem Flügelhügel erworben. Im Lauf der Jahre war der ursprünglich vollkommen kahle Sandhügel von Tannen und dichtem Unterholz bewachsen. Auch das Vorland war ein einziger großer Garten. Nachdem die Stadt Berlin das Grundstück erworben hatte, wurde der Hügel in seiner ursprünglichen Kohheit wieder hergestellt und in vier schmale Terrassen eingeteilt. Eine Steintrappe führt zu der Höhe empor, auf der sich nunmehr das Ehrenmal, ein auf schmalen Säulen ruhendes, breites, treisundes, in der Mitte offenes Dach erhebt. Im Mittelpunkt ruht eine große, silberglänzende Metallkugel, ein Symbol der Erde. Von der Höhe des etwa 15 Meter hohen Hügel geniet man einen zwar nicht weiten, aber sehr freundlichen Fernblick. Man sieht nach Osten und Norden Lichterfelde, Banzow und Mariendorf und nach Westen die weiten Ebenen, die sich bis Großbeeren erstrecken. Zwischen Hügel und Straße liegt ein rechtwinkliges Wasserbecken, um das rechts und links herum die Wege zum Hügel führen. Unmittelbar an dieses Gelände des Ehrenmals stößt ein anmutiges kleines Gehöft mit dem zu einem hübschen Gondelteich gestalteten ehemaligen Ziegeleiteich. Die Anlage wird zweifellos der Zielpunkt vieler Ausflüge werden.

Gefängnis für einen Unhold.

Wie schützt sich die Allgemeinheit vor ihm?

Die diesjährige Tagung der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung in Frankfurt a. M. wird sich auch mit dem Problem der Sterilisation befassen. Eine Verhandlung vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte lieferte gestern einen lehrreichen Beitrag zu diesem schwierigen und hart umstrittenen Fragenkomplex.

Vor der Strafkammer stand ein Unhold, der zwei Knaben im Alter von 13 und 14 Jahren in seine Wohnung gelockt und sich hier an den sich wachsenden Jungen sätlich vergreifen hatte. Die Jungen wurden dabei in der brutalsten Weise mißhandelt, gewürgt, so daß sie ohnmächtig wurden. Wer weiß, was noch passiert wäre, wenn der Unmenschen an seinem weiteren Tun nicht gestört worden wäre.

Der Angeklagte ist etwa 40 Jahre alt, Vater dreier Kinder — seine Frau lebt von ihm getrennt — er ist 18mal verurteilt, viermal einschlägig. Vor Gericht sagte er: Sperren Sie mich nicht ein, sondern helfen Sie mir, sonst stehe ich noch einmal in Noth an einer anderen Stelle, lassen Sie mich sterilisieren. Ob es ihm mit diesem „Rotschrei“ und mit diesem „Wunsch“ ernst war, oder ob er auf diese Weise nur die Richter milde stimmen wollte, mag dahingestellt bleiben. Mit der „anderen Stelle“ wollte er aber sagen, daß er vielleicht einmal in seiner Leidenschaft dazu kommen könnte, auch einen Mord zu begehen. Der Sachverständige, Professor Müller-Haß, äußerte seine Zweifel darüber, ob eine Sterilisation unbedingt dem Uebel abhelfen würde. Bestünde aber ein Befehl,

das in gewissen Fällen eine solche vorschreibe, so viele dieser Mann bestimmt unter dieses Befehl.

Das Gericht verurteilte den Angeklagten zu zweieinhalb Jahren Gefängnis. Sind diese um, so bildet er nach wie vor eine Gefahr für die Allgemeinheit. Vielleicht eine noch größere als früher. Das Problem der Sterilisation ist äußerst brennend. Nicht minder das der Verwahrung gemeingefährlicher Verbrecher. Man sollte den Mann beim Wort nehmen und ihm im Gefängnis vorschlagen, die von ihm gewünschte Operation an sich vornehmen zu lassen.

Eifersuchtsdrama in Neukölln.

Tragisches Ende einer unglücklichen Ehe.

Gestern abend spielte sich in Neukölln ein blutiges Eifersuchtsdrama ab, in dessen Verlauf der 28 Jahre alte Dreher Franz List seine 26 Jahre alte Ehefrau Minna niederschloß. In dem Glauben, seine Frau ermordet zu haben, tötete List sich kurz darauf selbst durch einen Schuß in den Kopf.

Das Ehepaar List bewohnt in Neukölln im Hauje Steinmehstraße 57 eine Zweizimmerwohnung im Erdgeschoß. Der Mann glaubte, Grund zur Eifersucht zu haben und schloß sich durch seine Frau betrogen. Schon öfter hatte es heftige Auseinandersetzungen gegeben. Als der Ehemann gestern abend von seiner Arbeit nach Hause kam, gab es wieder Streit. Plötzlich fiel ein Schuß und gleich darauf ein zweiter. Nunmehr drangen die Hausbewohner mit Gewalt in die Wohnung ein und fanden Frau List blutend und stöhnend am Boden liegen. In einiger Entfernung lag Franz List mit einem Kopfschuß tot auf der Erde. Er hatte seiner Frau einen Brustschuß beigebracht, der sie aber nicht tötete. Sie wurde lebensgefährlich verletzt ins Urbanerkrankenhaus gebracht. Die Leiche ihres Mannes wurde ins Schauhaus transportiert.

KPD-Lokale erfolglos durchsucht.

In der Nacht zum Mittwoch wurden wieder fünf KPD-Verteilerlokale nach Waffen durchsucht. Es handelte sich um Gastwirtschaften in der Schweden-, Soldiner-, Kolonie- und Schulstraße, sämtlich im Norden Berlins. Die polizeiliche Aktion verlief völlig negativ. Übermals müssen wir den kommissarischen Berliner Polizeipräsidenten Dr. Meißner fragen: Wann werden diese Waffendurchsuchungen endlich auch auf die nationalsozialistischen SA-Kasernen und Mörderzentralen ausgedehnt? Die Vorgänge der letzten Nacht verlangen das von neuem gebieterisch!

29 Tote bei einem Eisenbahnunglück.

Moskau (über Kowno), 10. August.

Zu dem Eisenbahnunglück bei Baku im Kaukasus wird am Mittwoch sowjetamtlich mitgeteilt, daß bei diesem Zugzusammenstoß 29 Menschen ums Leben gekommen sind und weitere 69 zum Teil schwer verletzt wurden. Drei Eisenbahnbeamte, die ihre Pflichten gröblich verletzt haben sollen, wurden von der OGPU verhaftet.

Das tödliche Schlafmittel.

Im Gertraudenkrankenhaus ist gestern Mittag der 37 Jahre alte belgische Bizekonsul Paul Vicheroux gestorben. Der Bizekonsul war am Sonntag mit einer Schlafmittelvergiftung in seiner Wohnung in der Schaperstraße bewußtlos aufgefunden worden. Man brachte ihn ins St. Gertraudenkrankenhaus, wo ihn die Ärzte nicht retten konnten. Ob es sich um einen Selbstmord oder um einen Fehlgriß bei der Dosierung des Schlafmittels handelt, steht bisher nicht fest.

Theater des Westens wird nicht geschlossen. Nachdem die Baupolizei durch Rückfrage bei der ausführenden Firma festgestellt hat, daß die Ränge am eisernen Vorhang des Theaters des Westens in etwa acht Tagen abgebaut sein werden, sieht sie von der beabsichtigten Schließung vorläufig ab.

Für Reise und Wanderungen: Chlorodont

Hitze und Staub erschaffen den Körper besonders beim Reisen und Wandern. Eine kräftige Mundspülung mit dem herrlich erfrischenden Chlorodont-Mundwasser und eine gründliche Zahnreinigung mit Chlorodont-Zahnpaste wirken wohltuend, verschaffen das Gefühl der Sauberkeit und

immer schöne weiße und gesunde Zähne

In Lebensgefahr

Die Geschichte einer Ueberschwemmung / Von Karin Michaelis

(Schluß.)

Wir hörten den Krach, wenn Balken und Bretter an die Mauern des Hauses anschlugen, wir hörten das Krächzen, wenn ein Haus zusammenfiel und mitgerissen wurde.

Dann kam der Tag. Ach, dieses erste graue Dämmern... ungläublich, daß ich in dieser Nacht nicht weißhaarig wurde. Und oben und unten und weit und nah, überall dieses schauerhafte Jammern. Mütter, die nach ihren Kindern riefen, Kinder, die nach ihren Müttern riefen, irgendwo läuteten Kirchenglocken. Da war wohl einer aus Angst wahnsinnig geworden.

Und die Pferde. Daß es noch so viele Pferde in einer Stadt gibt!

Einmal kam ein ganzer Eisenbahnzug gefahren. Von hoch oben, hatten sich die Schienen irgendwo losgerissen? Unten auf der Straße bricht er zusammen und bildet eine Art Damm. Ich denke: so, jetzt sind wir gerettet. Doch Hids spricht kein Wort. Nur, daß er ab und zu fragt: „Bist du durstig? Frierst du?“

Ich fror, daß mir die Zähne klapperten. Aber was war das schon alles? Nichts. Der Anblick der kleinen Leichen jedoch, die vorbeigetrieben wurden... Das Wasser stürzte vorbei. Immer mehr, immer mehr...

Hids sagte: „Gib mir deinen Gürtel, dann binde ich uns mit deinem Gürtel und mit meinen Hofenträgern zusammen.“

Gott sei Dank hatte ich den Gürtel, den mir seinerzeit mein Comboy geschenkt hatte. Kann sein, daß der uns das Leben rettete. Hids band also Gürtel und Hofenträger zusammen, und da hingen wir nun, jeder auf einer Seite des Dachfirstes.

Hids sagte: „Wenn das Haus einbricht, sind wir fertig!“ Und kurz darauf: „Kirsten, ob wir jetzt durchkommen oder nicht, eines sollst du wissen: Ich liebe dich so, wie ich nie geglaubt hätte, daß ich noch einen Menschen lieben werde, seit meine Mutter tot ist...“

Ich bin ihm heute noch dankbar, daß er gerade damals diese Worte sprach. Es tat so wunderbar wohl. Ich aber dachte gar nicht an Hids, nein, wirklich nicht. Ich dachte, wenn keine Hilfe kommt, ehe das Dunkel einbricht, werde ich wahnsinnig.

Hids sagte: „Wenn wir auf die andere Seite rüber können, dann schaff ich es für uns beide.“

„Na schön, aber wie?“ Wir hingen den ganzen Tag an dem First. Herrgott im Himmel, wie lang war dieser Tag! Es wurde dunkel, und niemand kam uns zu Hilfe. Aber das Vergste, das Vergste geschah, knapp bevor es dunkel wurde, so daß wir es noch sehen konnten. Mitten auf der Straße lag ein großes Internat, vierhundert Kinder, Knaben und Mädchen, und dazu noch die Lehrer.

Den ganzen Tag sahen wir sie an den Fenstern, hörten wir sie jammern und schreien. Und dann plötzlich ein Getöse... fort... verschwunden... das ganze Gebäude verschwunden... vom Erdboden verschluckt. Gleich darauf eine Leiche nach der anderen: einige waren noch ganz tot, aber wir wußten ja, daß es hoffnungslos war, und dabei konnten wir nicht die Hand ausstrecken, kein Kind reiten.

Hids denahm sich wunderbar. So oft ich den Verstand zu verlieren drohte, machte er Witze, oder er begann zu singen. Ein paar-mal sagte er: „Sing ein bißchen, Kirsten!“

Das einzigmal in meinem Leben, daß ich weder lachen noch singen konnte. Und wie ich froh! Hungrig war ich wohl auch, denn Brot und Wasser hatten wir verloren, als wir auf das Dach kletterten. Aber man denkt nicht ans Essen, wenn man buchstäblich zwischen Leben und Tod hängt. Ein wenig dachte ich ja schließ-lich an zu Hause. Die ahnten nichts. Nun, ich hatte ja meine Portion Glück genossen.

Plötzlich aber jubelt Hids: „Ach hab's! Ich hab's!“ Unbegreif-lich. Was meinte er? Er zog alle Telegraphendrähte an sich, daß sie sich an seinen Beinen verfangen. Es sah scheußlich aus.

Als aber wieder heller Tag wurde und ich sah, daß Hids sich an einem Telegraphenpfahl festklammerte, da begann mir ein wenig zu dämmern, was er wollte. Er sagte: „Wagst du es, dich von dieser Stange hier über die Straße schwingen zu lassen, oder soll ich es zuerst versuchen?“

Hids machte sich los von mir. Er sah ungläublich aus, wie er so ganz in die Telegraphendrähte eingespinnen war und dabei an dem obersten Ende des Pfahles festhing. So ließ er sich ins Wasser hinausgleiten. Ich wäre beinahe nachgeschwommen. Du verstehst. Kein Laut mehr, kein Jammern. Nichts. Nur Wasser. Nichts als Wasser. Die Bäume zogen so still, so friedlich vorbei. Wurzeln so lang wie ganze Häuser, aus der Erde gerissen.

Ich glaube, der Tod der Bäume muß noch qualvoller sein als der der Menschen. Das ganze dauerte nur eine halbe Minute. Dreißig Ewigkeitssekunden. Dann rannte der Pfahl drüben an die Mauer an. Hids griff zu. Ich sah ihn an dem Vorbach hängen, ich sah ihn hinaufklettern.

Weißt du, was es heißt, mit dem schweren Pfahl im Wasser hinter sich — schwimmen? Wo hatte er nur die Kräfte her? Dann rief er: „Kirsten, die Schwüre her!“ Ich legte die Schwüre herum. Nachher behauptete er, er habe gerufen, aber obwohl es so still war wie drei Meter unter der Erde, hörte ich keinen Laut. Vielleicht war es eben diese Stille, die meine Ohren betäubte. Ich spürte nur das Gleiten des Wassers, das Gleiten der Bäume, das Gleiten der Leichen. Dann ging es weiter, immer weiter.

Jetzt warf Hids den Pfahl wieder aus, einmal, zweimal, immer wieder schwang er sich jurist. Und da sah ich nun. Auf dem Dachfirst. Das Wasser stieg lange nicht mehr, aber es sank auch nicht. Und kein lebendes Wesen weit und breit, außer Hids, der drüben hockte und auf mich wartete.

Als er zum siebenten Male den Pfahl herüberwarf, kam eine Rieseneiche geschwommen. Die stieß gegen den Pfahl, so daß er zu mir herüberfiel und ich die Drähte ergreifen konnte. Sieh die Narbe an meiner Hand! Dieses Andenken wird nie verschwinden. Ich weiß nicht, was ich machte, ich dachte nur: Lieber mit allen anderen zugrunde gehen, als noch eine Stunde länger hier allein sitzen.

Dann war ich drüben. Hids packte meinen Arm, riß ihn mir beinahe aus dem Gelenk, aber was scherte mich das? Damals sah ich Hids zum ersten und einzigenmal meinen. Er wiegte mich hin und her: „Kirsten, wir sind gerettet!“

Er wies auf alle die Telegraphendrähte, die wie ein großer Bogen Notenzettel über unseren Köpfen hingen. Wieder band er seinen Hofenträger und meinen Gürtel zusammen und befestigte uns so an den Drähten, damit, falls wir loslassen müßten, weiß Drähte zu tief einschneiden, Riemen und Gürtel allein uns halten könnten. Hast du je gesehen, wie man sich über einen Fluß zieht? Ich sah es unten in Regio. Dort aber hatte man ein Seil, um sich festzuhalten. Wir hatten nur die Drähte. So viele wir erreichen konnten zwanzig, dreißig auf einmal.

Ich bin das Klittern gewöhnt und kenne keinen Schwindel, sonst wäre es auch nicht gegangen. Aber müde in den Armen wurde ich. Und das Blut trat mir wohl aus den Wangen, denn ich hätte

Hids lagen: „Nach die Augen zu, Kirsten, und halte dich fest an mir...“

Er selbst war weiß im Gesicht wie ein Stück Papier. Das gab mir Kraft. Bos! An den Häusern vorbei, eine Schneefahrt. Ein Haus nach dem andern blieb hinter und unter uns.

So kamen wir auf den offenen Platz, wo die Schule gestanden hatte. Da waren die Drähte heruntergezogen, viele von ihnen sogar zerrissen. Aber gerade da liefen die Leitungen ineinander. Noch ein Duzend Meter an den Drähten und dann... wieder festes Land unter den Füßen... festes Land.

Der eine Teil der Stadt war so hoch gelegen, daß er gänzlich unberührt geblieben war, eine Insel in der ganzen Verwüstung. Und da ragte schon das Rathaus vor uns auf. Groß und mächtig. Aus rotem Stein. Wir kamen hinein, wie habe ich vergessen. Sicher trug man uns. Ich erinnere mich an eine Tasse Hafersuppe, und dann schlief ich.

Die Hoinkis kommen nach Breslau

Novelle um einen Bauernhut / Von Jochen Klepper

Die Hoinkis waren eine arme Bauernfamilie tief im Osten, in der Gegend von Grajewo und Sycuczyn. Der Vater konnte die neunzehn Kinder auf seinem Hof nicht erhalten und schickte die fünf ältesten, vierzehn- bis neunzehnjährig, fort, einen Erwerb zu suchen. Damals war die Botenschaft von den aufkommenden Fabriken in den großen Städten auch in die östlichen Dörfer gebrungen; für sie war Breslau die große Stadt im Westen. Und dorthin wanderten die fünf Bauernkinder auch aus. Das Geld reichte gerade noch für einige Tage Herberge, und sie liefen nach am ersten Abend in den Straßen umher, einen kleinen Verdienst zu suchen. Aber sie konnten sich nur schwer verständlich machen und wußten gar nicht, was für Tätigkeiten sie anpreisen sollten. „Wir müssen einen Plan fassen“, sagte Luma, der Älteste.

„Das muß schön sein“, erwog Herman, der Siebzehnjährige, „so einen erleuchteten Wagen aufschieren mit einer Treppe daran und vielen Bänken darin und Pferden davor, die auf Schienen laufen.“

„Es ist eine Pferdebahn“, berichtete Luma kurz. Er hatte sich schon aufklären lassen. „Es wird schwer für dich sein, dort eine Stelle zu finden. Geh hin und rede mit den Leuten. Aber du wirst sehen, es ist etwas anderes, unsere zwei Kühe zu füttern, als die großstädtischen Pferde zu lenken. Das ist nichts für uns.“

„Luma“, unterbrach ihn Josepha, die Schöne, „Ihr werdet noch froh sein, wenn ihr den Pferdemist auf den Schienen kehren dürft, und Rascha und Lette und ich werden die Wagen innen aufschauern.“

„Wir werden schon etwas finden“, sah die rundliche Henriette zwei hübschen Soldaten nach, die in ein Bierrestaurant gingen. Rascha, die Bierzehnjährige, mit dem Grübchen in Wange und Kinn, hängte sich in Lumas Arm: „Wir müssen etwas suchen, das uns Freude macht.“

„Das ist gar nicht das Dämmste“, wandte sich Luma zu den anderen, „es ist alles gleich schwer. Und hat man keine Freude an der Arbeit — was macht uns Freude?“ Sie standen an dem Rückpfiler der düsteren Dorokienkirche zusammengedrängt und blähten in die große Schweidnitzer Straße hinein.

Rascha hatte sich fest an Luma gedrückt. Ihre Köpfe waren in die gleiche Richtung gewandt. Dort promenierte Damen vor einem überaus herrlichen Kaffeehaus, Damen mit leicht schleppenden Röcken voller Rüfchen, mit wehenden Mantillen aus dunkler Spitze. Sie hatten frische Blumen angesteckt und hielten gelbste Beutelfchen in den Händen. Und Hüte trugen sie, wie Luma und Rascha noch niemals welche gesehen hatten; kamen sie doch nur Kopftücher und große, harte Strohhüte, die bei der Feldarbeit gegen die Sonne schützen sollten. Aber diese Hüte in dem Glanz der nächsten Stadt waren wie seltsame Vogelfächer, wie Blüten.

Luma sagte Rascha am Handgelenk: „Hüte werden wir machen, Hüte wie die —.“ Henriette war voller Entzücken, daß sie vielleicht auch einmal wie die Fräuleins von Breslau vor dem hellen Kaffeehaus hin und her spazieren sollte. Die Soldaten würden kommen und sie anlocken und mit ihr in ein Bierrestaurant gehen. Josepha strich sich das Haar aus der Stirn; sie war sehr aufgeregt. Hermann fühlte sich zum Hütegarnieren zu derb. Er würde die Hüte zum Händler tragen.

Am nächsten Morgen suchten sie ihre letzten Großden zusammen und kauften Anglistisch und erwartungslos eine Strohhutform, ein Stück Band, eine etwas angeknickte Feder, künstliche Blumen und Nadeln, ein Endchen Schleier. Selbst Nadel und Schere und Faden erschienen ihnen als große Dinge. In ihrer Kammer droben hockten sie sich um die eingekauften Schätze. Luma legte den Hut in die Mitte und bog mit einer seltsamen, entschlossenen Bewegung die Krempe hoch: „So war das gestern.“

„Und dort fiel ein Schleierchen herab“, lächelte Rascha (die Grübchen in Wange und Kinn wurden tiefer als sonst) und steckte den Fegen Tüll an dem aufgeschlagenen Hut fest. „Eine nach vorn herabliegende Feder, das könnte mir stehen“, rief die stolze Josepha voller Begeisterung und tat die Feder hinzu. Mit viel Bedacht nähte Luma sie fest.

„Ein paar Nadeln, das ist immer richtig“, sehnzte sich Hermann nach den Feldern seines Dorfes und nahm die Nadeln und Blumen, umwickelte sie mit Seidenband und hielt den Tüll über den Hutrand. Da sah Luma einen ganzen Laden voller Hüte vor sich. Vier Schürer waren von Ecke zu Ecke gezogen. Daran hingen die Hüte. Sie hockten, soweit sie Federn hatten, droben wie Amerghühner, Potohamas und sogenannte Italiener. Andere Hüte hingen wie Zweige mit Blumen und Kirichen herab, wie Weizenähren und Sträuße von Korn und Wahn. Die Hüte trugen zum Schluß, was die Frauen dahem jahraus jahrein pflanzten und ernteten.

„Du wirst gar nicht bloß Hüte austragen, wenn man uns welche abnimmt“, schlug Luma seinen Bruder herb und zärtlich auf die Hand. Henriette sah still und strahlend vor dem Berg der Beschäftigten und verließ sich ein wenig in ihre Brüder. Hermann blieb aber ganz begierig: „Soll ich den Hut zu einem Händler bringen?“

„Das wäre unvorsichtig“, Luma drehte den Hut in seinen Händen und sah sich im Kreise um: „Wir werden einer von euch Schwestern den Hut aufsetzen lassen und sie auf die Straße schicken und ihr nachsehen, ob sich jemand an dem Hut erfreut.“ Josepha griff nach dem Kleinod; aber Luma jögerte: „Du bist die Schöne — Rascha ist so rührend.“ Josepha und Rascha blickten den Bruder gleich starr an. Der hob den Hut hoch und setzte ihn Rascha

Zwei Stunden später wurde ich jedoch machgerüttelt, du ver-
steht, kurzes Haar, Overalls. Man hielt mich ja für einen Burschen.
Wir wurden einfach hinausgetrieben, um zu retten, was gerettet
werden konnte. Hids wich nicht von meiner Seite, ich nicht von
seiner.

Weißt du, wie lange es dauerte, bis wir Hilfe von draußen
bekamen? Drei Wochen! Du glaubst es nicht. Aber ich sage dir:
drei volle Wochen. Hids war mit dabei, als man verfuhrte, Brücken
zu bauen. Der Staat schickte Militär, um Brücken zu uns herüber-
schlagen zu lassen.

Unmöglich. Das Ganze ein riesiger schlammiger Lumpel, in den
kein Pfahl geschlagen werden konnte, über den man kein Boot
hinüberbrachte. Ein paar Flieger kamen mit Milch und Sachen
für die kleinen Kinder. Alles wurde rationiert. Jeder bekam seine
Konservenbüchse. Niemand wußte, was sie enthielt. Die meisten
Eitketteln waren schon fortgeschwemmt.

Einmal bekam man eine Dose Bohnen, einmal eine Dose
Pflirsichkompott oder Kondensmilch. Einmal bekam ich eine Dose
roter Oelfarbe, na, dann teilte Hids mit mir. Damals war es, doch,
nein, genug, genug.

Aber nicht wahr, ich darf wohl sagen, daß ich eine richtige
Lebensgefahr durchgemacht habe? Und das, ohne auch nur ein
weißes Haar bekommen zu haben!

auf wie eine Krone. Luma zog aber zugleich Josephas Kopf an
seine Schulter und streichelte sie mit seinem Gesicht: „Wenn du
später selbst einmal prächtige Hüte tragen willst, laß Rascha gehen.“
Rascha ging. Am Tage getraute sie sich noch nicht, weil ihre Klei-
der zu schlecht waren. Aber am Abend, dachte sich Luma, würde
das Licht von den hohen Laternen mehr auf den Hut scheinen.
Er, Hermann, Josepha und Henriette geleiteten die Jüngste nur
noch bis in die Nähe des Stadttheaters, vor dem jetzt Equipage
um Equipage anrollte. Rascha wandte sich verschüchert und schen-
suchtsvoll nach den Geschwistern um und fuhr erschrocken zusammen,
als eine prächtige Dame mit leuchtenden Wangen und tiefrottem
Mund, mit einem Federhut und einem über dem Gul getroffenen
Somtmantel sie anredete:

„Du wirst schon noch einen Gönner finden, Kleine, es ist zu
zeitig und du bist auch etwas sehr jung. Außerdem bist du schümm
angezogen. Aber einen wunderbar schönen Hut hast du auf. Wer
hat dir den geschenkt? Du könntest ihn mir verkaufen, denn dir ist
er zu weit und du hast ihn falsch aufgesetzt. Den muß man so schief
tragen.“ Die Dame griff nach ihrem eigenen Hut, und es war eine
herrliche Bewegung, die Rascha durch und durch erschauern ließ.
Am liebsten hätte sie den Hut vor lauter Freude verschrenkt. Aber
er gehörte ja nicht ihr allein und war von solcher Wichtigkeit für
ihrer aller Zukunft.

„Den Hut habe ich mit meinen Geschwistern gemacht“, lächelte
sie selig. Die Dame stemmte jetzt einen Arm in die Hüfte und bogte
sich zu Rascha hinab. Es war mit einem Male gar nicht angenehm,
daß sie so nahe kam. Ihre Stimme klang rau, wenn auch das,
was sie sagte, nicht sehr unfreundlich war: „Wenn man etwas
kann wie anscheinend du und deine Schwestern oder was ihr für
Geschwister seid, dann versucht man doch erst zu arbeiten und fängt
nicht gleich wie du an. Aber heut sind sie alle wie die jungen
Partisierinnen“, entrüstete sich das Fräulein nun doch. Das war ein
hartes Urteil, obwohl sie Paris gar nicht kannte. „Komm morgen
mal zu mir“, fing die Dame von neuem an, und sah sich um, da
zwei Herren im Zylinder, ein älterer und ein jüngerer, sie vergnügt
beobachteten, „komm bald morgen, ich habe einen Freund mit
einem kleinen Puffgeschäft, Karstraße 21. Das könnte etwas für
dich sein.“ Dann raffte die Dame lässig ihre Schleppe zusammen
und promenierte auf die beiden Herren, man darf wohl sagen, auf
den älteren zu.

Luma, Hermann, Josepha und Henriette hatten jetzt die
Schwester nicht mehr aus den Augen gelassen. Bis zum Anbruch
der Mitternacht berieten die Geschwister in der Herberge, wer morgen
mit Rascha zu dem Freund der Dame gehen sollte. Rascha wollte
alle Geschwister mitnehmen, weil es ja ihrer aller gemeinsamer Hut
war. Aber es wurde ihnen allen selbsterklärend, daß sie nur
von Luma begleitet werden dürfe. Am nächsten Morgen erwachten
sie so spät, daß Luma und Rascha sehr erschrocken und die anderen
ihnen gähnend Vorwürfe machten. Der Hustladen des fremden
Herrn war sehr klein. Er lag in einem Winkel zwischen Dunkel-
und Karstraße abseits der großen Straßen. Vor allen Laternen
hingen Felle und alte Kleider. Die Kaufleute der Gasse schrien
miteinander, und auch der einzige betannte Mensch in dieser Straße
von verwirrend viel Geschäften, das Fräulein von gestern, schalt
vor der Tür laut auf eine Kage ein, die mit gestrecktem Schwanz
davorstob. Das Fräulein hatte wieder schöne, dunkle Augenbrauen,
einen tiefroten Mund und eine sehr weiße Haut. Aber die Locken
schienen am Morgen ein wenig wirr. Auch waren die herrlichen
Kleider ohne Glanz, etwas dünn und gedrückt und poßten den Ge-
schwistern nicht recht in die Arbeitsgeschäftigkeit des Morgens.

„Nein, seht nur, einen Burschen bringt sie sich mit“, schrie die
Dame und zeigte auf Luma. Der Bursche sprach dann eigentlich
nur ernst und gemessen mit ihr und dem Herrn, aber gar nicht so
höflich, wie Rascha das erwartet hatte und wie sie es selbst nicht
so recht fertig brachte. Der Herr in den engen grauen Hosen und
dem schmierigen schwarzen Gehrock zapfte sich eine kleine Feder
aus dem Bart, setzte sich ein goldenes Vincenz auf und stellte
Raschas Hut eigenhändig ins Schaufenster, wenn man die trübe
Scheibe so nennen will. Von da an wanderte noch mancher Hut
der Geschwister in dieses Schaufenster und zum Glück auch wieder
heraus. Dem Fräulein konnte man sich jedoch nicht lange dankbar
erweisen. Es prügelte sich einmal eine gut halbe Stunde mit seinem
Freunde im Laden herum, wobei er der Unterlegene war, denn
sie erwies sich als eine sehr sünke Person trotz ihres Glanz und
der vielen Rüfchen. Und dann verschwand sie mit bewunderungs-
würdiger Folgerichtigkeit, nicht ohne zwei von Raschas und Lumas
Hüten in einem riesigen Papierbeutel mitgenommen zu haben.

„Rascha“, lächelte der Junge und blickte dem Fräulein nach.
„Daß wir hierher kamen, ist ein ordentlicher Anfang gewesen. Das
hier eben war unser erster großer Erfolg.“ Da stand auch schon
der zerkaupte Herr vor ihnen: „Nun macht mir bloß die Hüte noch
einmal. Laßt ihr nicht etwa auch noch fort.“

„Nein, nein, wir bleiben. Wir holen auch noch mehr Ge-
schwister. Wir schaffen Ihnen soviel Hüte, daß Sie vier Schürer
im Laden ziehen müssen, von Ecke zu Ecke, für die ganzen Hüte.“
beruhigte ihn Luma.

„Das kann ja lustig werden“, schnaufte der Herr, „das wird
so eine wahre Freude werden.“

„Rascha und Luma nickten und sprachen wie mit einem Mund:
„Das wollten wir nämlich; etwas arbeiten, was lustig ist und
Freude macht.“

Weltwirtschaftliche Besserung?

25 Millionen Arbeitslose hoffen darauf.

25 Millionen Arbeitslose warten in der kapitalistischen Welt darauf, wieder in Brot zu kommen. Es sieht so aus, als ob diese Hoffnungen Aussicht hätten, in absehbarer Zeit erfüllt zu werden. Es geht ein optimistischer Zug durch die ganze kapitalistische Welt und es sind auch Zeichen der Besserung vorhanden.

Es liegt uns ein Bericht der in der internationalen Finanzwelt sehr geachteten Bank Guergelers & Co. in Zürich vor; in diesem Bericht heißt es:

„Es bestehen heute deutliche Anzeichen, daß der Tiefpunkt der internationalen Wirtschaft zur Vertrauenskrise überwunden ist und daß die Wirtschaft, allerdings zögernd, in einen Gesundungsprozess eintritt. . . Der Weg ist noch lang und beschwerlich, aber wenigstens die unterste Strecke scheint heute überwunden zu sein.“

Der Bericht der Guergelers Bank nennt als große Ursache des eingetretenen Umschwunges die Tatsache, daß nach der Lauanner Konferenz es praktisch keine Reparationsfragen mehr gibt, daß die Abrüstungskonferenz einfach wegen der zwingenden Notwendigkeit von Einsparungen zu einem Erfolge führen wird und daß in der ganzen kapitalistischen Welt die Lagerhaltung auf einem so tiefen Stande angekommen ist, daß die nun schon seit Monaten vorliegende Preisstabilisierung der Rohstoffe zur Aufhebung der Läger anreizen muß. Auch die Prognose eines so angelegenen Bankinstanz wie dieser Züricher Bank broucht noch nicht viel zu bedeuten. Aber die Welt der wirtschaftlichen Tatsachen gibt dieser Vorhersage je länger desto stärker recht.

Es sieht jetzt so aus, als ob nicht restlos alles, was an ermunternden Meldungen aus Amerika kommt, nur auf Konto des Feldzugs für Hoovers Präsidentenwahl zu legen ist.

Bis vor 14 Tagen war jedes Ausmaß von Steptis gegenüber dem in Amerika gezeigten Wirtschaftsoptimismus berechtigt.

denn in der Tat hat die amerikanische Hoover-Regierung, die seinerzeit noch mitten im schmerzlichen Krisenstadium den Prosperitätswahn gepflegt hatte, die großzügigsten Anstrengungen gemacht, um mit künstlichen Mitteln die Depression zu überwinden. Bis vor 14 Tagen waren alle Kreditausweitungsversuche noch unwirksam gewesen. Jetzt aber treffen die Maßnahmen der amerikanischen Regierung ganz offenbar mit wirtschaftlichen Kustiegstatistiken zusammen und es besteht die Aussicht, daß die zunächst nur künstlichen Maßnahmen sich jetzt in einer Förderung natürlicher Besserungstendenzen auswirken beginnen.

Wir wollen die neuen Tatsachen aufzählen:

Auf der New-Yorker Börse hält der Anstieg der Kurse unvermindert an. Die Kurssteigerungen sind sensationell. In vier Wochen sind die wichtigsten Aktienkurse im Durchschnitt um 100 Proz. gestiegen. Zum Teil sind innerhalb 8 Tagen Kurssteigerungen um 100 Proz. eingetreten. Auf dem Markt der festverzinslichen Papiere ist die Nachfrage ebenfalls enorm. Die Umsätze an der New-Yorker Börse sind gegenwärtig täglich so groß, wie noch vor kurzer Zeit in einem und zwei Monaten zusammen. Dabei ist diese Kursentwicklung keine inneramerikanische Angelegenheit. Käufer sind in allererster Linie große europäische Banken, die natürlich Kursgewinne machen wollen; aber das ändert nichts an der Tatsache, daß man in diesen Finanzzentren optimistisch gestimmt ist und den Baifpartei keine Zukunft mehr zuspricht. Die deutschen Dollaranleihen

haben ihre Kurse ebenfalls sprunghaft erhöht. Während die siebenprozentigen am 28. Mai in New York nur 27,7 Proz. notierten und am 23. Juli schon 43,7 Proz., waren sie am 6. August auf 47,7 Proz. gestiegen. Die 6½prozentigen deutschen Dollaranleihen haben ihre Kurse vom 28. Mai bis zum 6. August von 21,7 auf 38,7 Proz. verbessert, also ebenfalls beinahe verdoppelt.

Die Hauskreditbeschränkung sich nicht nur auf die New-Yorker Börse, sondern sie hat auf sämtliche europäischen Börsen übergriffen, wenn auch nicht in so starkem Umfang. Aber in Amsterdam erhöhte sich das Kursniveau innerhalb 14 Tagen um 20 Proz. Und wenn die anderen Europabörsen auch nur zögernd folgen, London in 14 Tagen beispielsweise mit 10 Proz., so ist die allgemein feste Tendenz doch unverkennbar.

Borgänge auf den Wertpapierbörsen müssen, wenn die Hauskreditbeschränkung sein soll, Borgängen in der Warenwirtschaft entsprechen und dem ist in der Tat so. Auf den großen Rohstoffmärkten der Welt war es schon seit Monaten zu einem Aufhören der Preissteigerung und zu einer Stabilisierung der Preise gekommen.

Seit 14 Tagen ist eine deutliche Preissteigerung bei wichtigen Rohstoffen festgestellt.

Die Preise für Kupfer, Kauffisch sind gestiegen und steigen noch; Weizen und Roggen haben empfindlich im Preise angezogen, ebenso Hafer und Weis, und in den letzten Tagen war die Entwicklung der Baumwollpreise in New York geradezu sensationell. Dazu kam die neueste amerikanische Ernteschätzung, die erheblich unter früheren Schätzungen lag und gegenüber einer Normalernte einen Ausfall von mehr als 30 Proz. verspricht. Die schlechte Laune der Wettermacher freibt also ebenfalls die Preise.

Auf der anderen Seite ist freilich nicht zu verkennen, daß die amerikanischen Finanzmaßnahmen die Hauskreditbeschränkung auf den Wertpapier- und Warenbörsen stark fördern. Neben den zahlreichen Maßnahmen der Kreditausweitung (2 Milliarden Dollar Kredite für schwache Wirtschaftszweige, größere Ausgabe von Rotenkrediten, direkter Ankauf von Handelswechseln durch Notenbanken) wird der Warenmarkt systematisch gestützt. 50 Millionen Dollar Kredite werden der Industrie zur Auffüllung der Rohstofflager zur Verfügung gestellt, mit 30 Millionen Dollar soll ein Weizenpool gebildet werden, ein großer Kredit der Wiederaufbaubank (Reconstruction Corp.) soll die Bildung eines Baumwollpools fördern, und sehr große Beträge werden jetzt von neuem für öffentliche Arbeiten zur Verfügung gestellt. Dem Nahrungsmittelgewerbe und den Mühlen sind Kredite eröffnet worden, um landwirtschaftliche Produkte schneller umzusetzen und die Baumwollbestände aus früheren Jahren — nicht weniger als 1,3 Millionen Ballen — hofft man bis August 1933 bis auf 150 000 Ballen dadurch zu verringern, daß über 600 000 Ballen auf den offenen Markt geleitet und 500 000 Ballen durch Vermittlung des Notenkreuzes der Wohlfahrtsfürsorge für die Arbeitslosen zugeleitet werden.

Es ist zu wünschen, daß die im Augenblick durchaus berechtigten Erwartungen auf eine Besserung der Weltkonjunktur sich auch auf die Dauer erfüllen. Es gibt keine Krise, die bis ins Unendliche dauern kann. Die arbeitende und jetzt mit Dugenden von Millionen Händen feiernde Welt wartet auf diese Besserung. Die Erfahrungen der letzten Jahre waren so schwer und bedrückend, daß sicher niemand bei dem ersten Besserungszeichen den Himmel voller Boggeigen hängen sehen wird. Aber wenn auch die Besserung nur eine allmähliche sein wird, die ganze Welt wird dankbar sein, wenn der Umschwung endlich kommt.

Die Konferenzkrise in Ottawa.

Das kanadische Kabinett in Rötten. — Die Suche nach dem Kompromiß.

Der Mißerfolg der Empire-Konferenz von Ottawa ist jetzt offenkundig. Daß der „albritische Zollverein“, wie ihn die englischen Rationalisten mit dem Zeitungsfürst Lord Beaverbrook an der Spitze forderten, nicht zu verwirklichen sei, stand von vornherein fest. Jetzt aber bemüht man sich um die Formel, die das geringe praktische Ergebnis der Konferenz als nicht allzu kümmerlich nach außen erscheinen läßt.

Eine wichtige Frage ist endgültig verlagert worden — die der einheitlichen Reichswährung und der Reichsbank für das britische Weltreich. Es bleibt also dabei, daß das englische Pfund um etwa 25 Proz. entwertet ist, daß das südafrikanische Pfund die Goldparität behauptet, daß die kanadische Währung sich an den amerikanischen Dollar anlehnt und nur um 10 Proz. entwertet ist. Die Verhandlungen über die Währungsfragen sollen im Herbst im Rahmen der allgemeinen Weltwirtschaftskonferenz fortgeführt werden.

Die Gegenstände zwischen England und Kanada haben sich weiter verschärft. Die kanadischen Forderungen sind abgelehnt worden, nachdem die englischen Sachverständigen festgestellt hatten, daß das kanadische Entgegenkommen in den Zollfragen nur eine geringe Erhöhung der englischen Einfuhr ermöglichen würde. Das von England geforderte Opfer, Zölle auf Nahrungsmittel zu erheben und eine Erhöhung der Lebenshaltungskosten hinzunehmen, schien dagegen doch zu groß. Die englische Haltung wurde nicht zuletzt dadurch gestärkt, daß die englische Arbeitslosenziffer wieder gestiegen ist und daß in der Baumwollindustrie — es handelt sich um 200 000 Textilarbeiter — bedenkliche Lohnkonflikte ausgebrochen sind. In solcher Situation konnte eine Vertiefung der Lebenshaltung und eine Gefährdung der englischen Ausfuhr nach dem „Ausland“ durch Lebensmittelzölle nur verantwortet werden, wenn dem eine wesentliche Steigerung der Ausfuhr nach den Dominionen gegenübergestellt werden konnte.

Inzwischen hat sich Kanada zu weiteren, aber unbedeutenden Zugeständnissen entschlossen, und zwar auf dem Gebiet der Einfuhr von Eisen- und Stahlwaren. Aber eine Erleichterung der englischen Einfuhr von Textilien und Schuhen, auf die England besonderen Wert legt, wurde nicht zugestanden. Die Konferenz ist dadurch nicht vorwärts gekommen und die tatsächliche Stellung der Engländer hat sich gestärkt. Auf der anderen Seite haben die geringen Zugeständnisse Kanadas zu einem Protest der kanadischen Konservativen geführt, so daß das kanadische Kabinett ernsthaft in

Rot gekommen ist. Gerade auf die Konservativen hatte es sich bisher gestützt.

Uebrigens ist zu bedenken, daß ernsthafte kanadische Zugeständnisse nur auf Kosten der Vereinigten Staaten möglich sind. Die Vereinigten Staaten sind aber als Abnehmer und als Kapitalgeber für Kanada unendlich viel wichtiger als England. Auch unter diesem Gesichtspunkt erscheint es unmahrscheinlich, daß in Ottawa noch irgendein Fortschritt auf dem Wege zum utopischen albritischen Zollverein erzielt wird.

Die Wohnungsbaufatastrophe.

Im ersten Halbjahr 1932 wurden in den 317 preußischen Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern und rund 52 Proz. der preußischen Wohnbevölkerung nur 17 007 Wohnungsbauverträge erteilt, nur 14 127 Wohnungsbauverträge fertiggestellt und nur 18 325 Wohnungen fertiggestellt. Das ist bei den Bauverträgen und Bauverträgen gegenüber der gleichen Zeit des Vorjahres ein Rückgang um 46,2 und bei der Fertigstellung von Wohnungen ein Rückgang von 53,3 Proz.!

Neue Schiffahrtssubvention.

10 Proz. der deutschen Flotte soll zu Schrott geschlagen werden

Für die Unfähigkeit des kapitalistischen Wirtschaftssystems, das Krisen nur durch schlimmste Kapitalvernichtung überwinden kann, wird eben ein sinnfälliges Beispiel geliefert. Die Reichsregierung hat der deutschen Schiffahrt 12 Mill. M. zur Verfügung gestellt, damit etwa 400 000 Tonnen, fast 10 Proz. der deutschen Handelsflotte, abgemraat werden können.

Es kann keine Rede davon sein, daß diese Schiffe veraltet wären; es sind einfach zu viele da, so daß ein großer Teil von ihnen keine Beschäftigung findet. Da ist man auf den schönen Ausweg verfallen, sie kaputt zu schlagen, und man fügt hinzu als besonders günstigen Umstand, daß dadurch 3 000 Werftarbeiter ein Jahr lang beschäftigt werden könnten.

Das Ganze ist die übelste Kapitalverschwendung, die gedacht werden kann. Erst wurden — auch mit Reichsunterstützung! — Millionen in überflüssigen Schiffsbauten verschwendet, weil man aus Prestige Gründen eine zahlenmäßig sehr starke Flotte haben wollte (und dadurch nur den Bauwerk anderer Länder anregte), und jetzt wirft man Millionen glatt fort, um den Ueberfluß an Schiffen zu beseitigen. Dieselben Leute, die diese Gelder in Empfang nehmen, regen sie sich nicht täglich über die angebliche Kapitalverschwendung der Kommune auf, weil sie Gelder

für den Aufbau von Sportplätzen und Schwimmbädern gegeben hätten?

Der Hauptteil der Abwrackbeihilfe fällt natürlich auf die Hapag-Flond-Union, von deren Flotte 200 000 Tonnen verschrottet werden sollen. Für jede Tonne wird eine Beihilfe von 30 M. gezahlt, die den vollen Wert natürlich nicht deckt. Bemerkenswert ist, daß der italienische Staat nur 5 M. Beihilfe je Tonne zahlt. Angeblich will Japan das deutsche Beispiel nachahmen. Ueberall soll also der Steuerzahler dafür bluten, die Dispositionsfelder der Kapitalisten in der Schiffahrt zu forrieren.

Das große Maul.

Der unerfällliche Landbund fordert.

Obwohl die Regierung der Barone sich gar nicht genug tun kann, die Landwirtschaft und besonders die Junker zu vermöhen, meldet sich der Reichslandbund mit neuen und wie gewöhnlich volkswirtschaftserschreckenden Forderungen. Seine Unerfälllichkeit ist freilich bekannt. Der Bundesvorstand der Vertreterversammlung stellt die Forderung, daß die Einfuhrbeschränkungen zugunsten der heimischen Landwirtschaft nicht von handelspolitischen Verhandlungen mit dem Ausland abhängig gemacht werden, daß in noch größerem Maßstabe vom Beimischungs- und Verwendungszwang heimischer Produkte Gebrauch zu machen sei, daß der Weg der Verhandlungen in der Butterzollfrage verlassen werden müsse, daß die Besteuerung von den heimischen Waren auf die vom Ausland eingeführten wegverlagert werden müsse und daß ein genereller Zahlungsausschub durchgeführt werden muß. Damit nicht genug, wird eine allgemeine Zinsenkung für langfristige Kredite verlangt, eine Herabsetzung aller kurzfristigen Kredite sowie die sofortige Senkung des Reichsbankdiskonts und die Kontrolle der Zinspanne bei allen Kreditinstituten.

Die Deffenlichkeit kann heute gegenüber dem maßlosen Maulausstreichen des Reichslandbundes kaum mehr etwas anderes tun, als dieses Maulausstreichen zu registrieren. Wenn die Reichsregierung nicht des Teufels ist, darf sie die Bäume des Landbunds nicht in den Himmel wachsen lassen.

Erhöhter Hanomag-Verlust.

Kein Sanierungsbeschluß — Hohe Sonderabschreibungen.

Die zum Lothringen-Konzern gehörige hannoversche Maschinenbau A.-G. vorm. Georg Eggestoff (Hanomag), Hannover, hatte im Dezember vorigen Jahres die Zahlungen eingestellt und mit ihren Gläubigern einen Bergleich abgeschlossen. Erst im Juli vorigen Jahres war eine Sanierung der Gesellschaft beschlossen worden, bei der das Kapital zur Tilgung des Verlustes von 3,1 Mill. M. im Verhältnis 3 zu 2 auf 9 Mill. M. herabgesetzt wurde.

Diese Sanierung war erfolglos, wie die nachfolgende Zahlungsaufstellung beweist, und für 1931 wird ein Verlust von 5,5 Mill. M. ausgemittelt, so daß schon wieder mehr als die Hälfte des herabgesetzten Kapitals verloren ist. Dieser Verlust ergibt sich nach 1,3 Mill. M. ordentlichen und 9,1 Mill. M. außerordentlichen Abschreibungen, die infolge der starken Einschränkung der hannoverschen Betriebe nötig wurden. Die Lokomotivfabrikation wurde stillgelegt und die Quote an Henschel-Solm verkauft. Vor kurzem sind die Automobil- und Schlepperabteilungen verpackt worden, da Hanomag nicht die Betriebsmittel für ihre Fortführung beschaffen konnte, so daß Hanomag jetzt nur noch den Kesselbau betreibt. Ueber die Sanierung werden wohl erst Beschlüsse gefaßt werden, wenn sich die Gläubigerbanken über das Schicksal des Lothringen-Konzerns einig geworden sind.

Mißerfolg der englischen Konversion.

Die englische Regierung führt zur Zeit das größte Kapitalgeschäft aller Zeiten durch. Die hypothetische Kriegsanleihe im Gesamtbetrag von 2 Milliarden Pfund — nach heutigem Kurs etwa 30 Milliarden Mark — soll in eine 3,5prozentige Anleihe umgewandelt (konvertiert) werden. Wer mit dieser Zinsherabsetzung nicht einverstanden ist, soll sein Kapital in bar zurückhalten.

Die Erklärungsfrist dafür, daß der Anleihegläubiger mit der Herabsetzung des Zinsfußes einverstanden ist, ist am 2. August abgelaufen. Eine offizielle Erklärung über das Ergebnis ist bisher nicht abgegeben worden. Es steht bisher fest, daß für 1,57 Milliarden Pfund die Annahme der Zinsherabsetzung erklärt ist; wie stark sich dieser Betrag noch erhöht, das ist die Frage. Die englischen Bank- und Börsenkreise rechnen damit, daß immerhin 350 Millionen Pfund — also mehr als fünf Milliarden Mark — bar ausbezahlt werden müssen.

Zwar dürfte es der englischen Regierung gelingen, diesen Betrag flüssig zu machen und im Kreditwege zu beschaffen (die Tilgung würde aus den Zinsersparnissen erfolgen); trotzdem mühte die Anleihekonzession, wenn diese Schätzung zutrifft, als mißlungen bezeichnet werden. Schuld daran dürfte die amerikanische Börsenhausse sein, die die Hoffnung steigender Zinsätze erweckte und den Kurs englischer Staatspapiere nicht unerheblich drückte.

Krise der Elektro-Porzellan-Industrie.

Radikale Abschreibungen bei Steatit-Magnesia.

Mit der Einstellung des Ausbaues von Stromerforschungsnehen ist auch die Elektro-Porzellanindustrie in eine sehr schwierige Lage gekommen. Besonders betroffen wurde die Erzeugung von Hochspannungsporzellan, dessen Absatz von 1928 bis 1931 um 49 Proz. zurückgegangen ist. Die Eigenkosten je Produktionseinheit sind infolge der schlechten Ausnutzung der Anlagen sehr stark gestiegen.

Man muß anerkennen, daß die Steatit-Magnesia A.-G., Berlin-Pankow, aus dieser Situation die volkswirtschaftlich und prioritätswirtschaftlich einzig richtige Konsequenz gezogen hat, ihre Bilanz für 1931 durch radikale Abschreibungen den heutigen Verhältnissen anzupassen; für 1930 wurde noch eine Dividende von 4 Proz. verteilt.

Diese Abschreibungen werden dadurch ermöglicht, daß den Reserven 0,5 Millionen Mark entnommen werden und daß das Kapital (Großaktionär sind die Deutschen Ton- und Steingewerke) im Verhältnis 2:1 von 7,0 auf 3,4 Millionen Mark (nach Einzug eigener Aktien) zusammengelegt wird. Besondere Abschreibungen erforderte eine Tochtergesellschaft in England, die gegründet wurde, weil der Export nach England durch die Zölle unmöglich geworden war.

Der Weg der Arbeiterschaft.

Durch Demokratie zum Sozialismus.

Auf dem Verbandstag der Sattler in Stuttgart hielt Genosse Tarnow gestern einen Vortrag über die wirtschaftliche und politische Situation, wobei er etwa folgendes ausführte:

Staat und Wirtschaft sind zu sehr zusammengewachsen, als daß die Gewerkschaften sich nicht um die politischen Vorgänge zu kümmern brauchen oder die Parteien an den gewerkschaftlichen Fragen vorbeigehen könnten. Daher ist eine Verständigung über die politisch-taktischen Fragen zwischen beiden Flügeln der Arbeiterbewegung erforderlich. Ueber den Sozialismus als ökonomisches Ziel besteht Einigkeit. Zu seiner Durchführung aber ist die politische Macht nötig. Ueber die Art, wie sie zu erringen ist, bestehen die Differenzen. Die beste Methode ist zweifellos die Demokratie als Grundlage der Staatsverfassung.

Die Demokratie ist uns nicht Selbstzweck, sondern nur die Methode für die Erringung der politischen Macht.

Ist die Diktatur des Proletariats eine bessere, bieten Generalstreik, Putsch oder Bürgerkrieg größere Erfolgsaussichten? Keine Gewalt ist so stark, daß sie nicht von einer größeren Gewalt niedergeschlagen werden kann. Welche Machtfaktoren stehen dem Proletariat heute zur Verfügung? Der liebe Gott steht im Krieg stets auf der Seite der stärksten Bataillone. Das gilt auch für den Bürgerkrieg. Darum ist die Hoffnung für das Proletariat, in ihm zu siegen, kaum als begründet anzusehen. Die Waffe der Arbeitsverweigerung kann erfolgreicher sein, wenn die Zeit dafür günstig ist. Es ist das letzte Mittel, wenn gar keine anderen mehr zur Verfügung stehen und alles auf diese eine Karte gesetzt werden müßte.

Man hat sich zu sehr darauf verlassen, daß uns in der Demokratie die Macht ohne weiteres zuwachsen würde. Man hat versäumt, das politische Bewußtsein der proletarischen Klasse zu wecken, sie zur richtigen Erkenntnis ihrer ökonomischen Lage zu bringen. Ein Teil der Klasse ist unfern Weg nicht mitgegangen. Man hat die Stimmen der Kommunisten als Zungen des Kapitalismus mitgezählt, aber sie sind nicht mit uns zum Zweck der Erringung der Macht auf den Boden der Demokratie getreten, sondern haben im Gegenteil alles getan, um die Demokratie als politisches Kampfmittel zu zerbrechen.

Ohne diese Spaltung wären wir heute der Macht näher;

weder eine Regierung Papen-Schleicher noch auch eine Regierung Brüning wären möglich gewesen. Der Fehler liegt also bei der mangelhaften politischen Willensbildung der proletarischen Klasse.

Die heutigen Machthaber sind in diesem Zwischenzustand gewissermaßen der lachende Dritte, weil sich das Volk seiner ihm in der Verfassung gewährtesten Souveränität selbst entkleidet hat. Nur so konnte sich eine kleine Gruppe, ohne auf Widerstand zu stoßen, in die Macht setzen. Aber auf die Dauer, das hat sogar Herr Schleicher anerkannt, reicht die Grundlage dieser Diktatur nicht aus, sie braucht als Träger ihrer Herrschaft eine breitere Volkströmung. Die jetzige Regierung hält nun offenbar die nationale oder besser nationalsozialistische Bewegung für eine geeignete Grundlage für ihre Existenz. Es ist aber zweifelhaft, ob sie dazu berechtigt ist. Es bestehen scharfe Gegensätze zwischen der junterlich-schwerindustriellen Orientierung dieser Regierung und den Zielen der Nationalsozialisten. An diesen Gegensätzen muß das Bündnis scheitern, wenn erst einmal gegebene Versprechungen eingelöst werden müssen. Man will deshalb an den Nazis jetzt einen „Erziehungsprozeß“ vollziehen. Wir haben keine Ursache, die Entwicklung dieser Gegensätze zu stören, wir müssen sie nur wachsam beobachten. Zur Zeit steht in Deutschland

das gesellschaftliche Bewußtsein im schärfsten Gegensatz zu den ökonomischen Verhältnissen.

Aber die ökonomische Entwicklung selbst wird die politischen Erkenntnisse wieder klären. Die ökonomische Krise ist über den Rahmen einer gewöhnlichen kapitalistischen Rezession hinausgewachsen. Sie hat alle Teile der Welt und alle Bezirke der Volkswirtschaften erfasst, zumal auch politische Faktoren den Zusammenbruch des internationalen Geld- und Kreditwesens beschleunigt haben. Daher versagt jetzt die von früher her bekannte automatische Krisenüberwindung durch Steigerung der Kaufkraft und Kapitalmobilisierung.

Nur durch das planvolle Eingreifen des Staates in das Wirtschaftsleben ist auf eine Besserung zu hoffen.

Das braucht nicht gleich Sozialismus zu sein, zumal der Staat heute zu stark unter kapitalistischem Einfluß steht. Heute steht der Staat seine Eingriffe in die Wirtschaft, wie z. B. bei der Bankkrise, nur als Notmaßnahmen an. Aber ist die Verbindung erst einmal hergestellt, kann sie so leicht nicht wieder gelöst werden.

Die Verhältnisse in Amerika, wo keine politischen Störungsmomente wirksam waren, sind für die Beurteilung der Verhältnisse besonders lehrreich. Sie beweisen, daß die Not auf der Fehlbereitschaft der kapitalistischen Wirtschaftsorganisation selbst beruht. Die Wirtschaft ist in eine Sackgasse geraten und findet keinen Ausweg. Das Wirtschaftsvolumen ist so stark zusammengeschumpft, daß die Menschen gezwungen sind, auf einer tieferen Kulturstufe zu leben, als sie es gewohnt waren. Das muß die Erkenntnis bei den Menschen fördern, daß eine solche Not gar nicht nötig wäre. Sie leben, daß der Produktionsapparat an sich eine Verbesserung ihrer Lebenshaltung ermöglichen würde, wenn die Güterproduktion auf die Herstellung der von ihnen benötigten Versorgungsgüter umgeschaltet werden würde. In dieser Richtung bewegen sich auch unsere Forderungen an den Staat auf dem Gebiet der Arbeitsbeschaffung.

Die Wirtschaft muß wieder in Betrieb gesetzt werden durch das Hinarbeiten auf eine volle Versorgung der Menschen unter gleichzeitiger, sehr wesentlicher Herabsetzung der Arbeitszeit.

Damit kommt man dann in Etappen zur Planmäßigkeit der Wirtschaft auf allen Einzelgebieten des Waren-, Geld- und Kreditverkehrs.

Das Tempo dieser Entwicklung könnte aus ökonomischen wie aus psychologischen Gründen leicht eine Beschleunigung erfahren. Das gesellschaftliche Bewußtsein ist schon heute in den denkbar größten Aufruhr geraten. Die wirtschaftliche Hoffnungslosigkeit der zerriebenen Mittelschichten hat zu der antikapitalistischen Einstellung geführt, wie man sie bei einem Teil der Nationalsozialisten beobachten kann. Daraus erwachen unter der Wucht der ökonomischen Entwicklungsstadien für uns Hoffnungen auf das Wachstum einer bewußt sozialistischen Ideologie auch bei diesen heute nur erst Scheinsozialistischen Schichten. Dann wird es unsere Aufgabe sein,

klare Fronten herzustellen und der politischen Hochstapelei der Nazis das Handwerk zu legen.

Dazu müssen wir uns aller Bundesgenossen versichern, die in Betracht kommen. Die Bourgeoisie hat die Arbeiterbewegung bisher, leider erfolgreich, nach dem Grundsatz behandelt: teils und herrsche! Auch wir müssen die sozialen Gegenkräfte in dem uns gegenüberstehenden großen Haufen zur Entwicklung bringen. Das geschieht aber nicht durch „Aktionen“, denen ein gewalttätiger Charakter anhaftet. Wir müssen vielmehr die Provokationen des Kapitalismus mit aller Beherrschung unserer Reuekraft von uns abwehren und die kommunistischen Torheiten auf diesem Gebiet auf das entschiedenste ablehnen. Wir müssen die moralische Widerstandskraft der gegen den Faschismus stehenden Front zu stärken suchen. Deshalb ist auch der Kampf gegen die zerfetzende und zermürbende Wirkung der RSD. mit aller Entschiedenheit zu führen, denn

wer die Gewerkschaften kampfunfähig macht, vergeht sich gegen die Klassenmoral der Arbeiterschaft

und verliert jedes Recht dazu, mit uns eine „Einheitsfront“ zu bilden. Es kommt nicht darauf an, daß der einzelne sich „revolutionär“ dünkt, sondern daß er organisiert ist und die Arbeit der Organisation nicht aus Prinzip herunterreißt. Eine Einheitsfront sollte geschaffen werden, aber erst wenn die moralischen Voraussetzungen dafür vorliegen, nicht aber, solange die Kommunisten immer noch den Dolch in der Hand halten, um ihn den Gewerkschaften und der Sozialdemokratie in den Rücken zu stoßen.

Wir haben keinen Grund zur Kopfhängerei. Gewiß wäre es besser, wenn wir die jetzige staatspolitische Erziehungsarbeit an unserem Volke nicht mehr nötig gehabt hätten. Aber Versäumtes muß nachgeholt werden. Indessen, ich baue darauf, daß Deutschland nicht auf das Niveau eines baltischen Räuberstaates zurückfallen wird. Darum sollen wir auch nicht übertrieben ängstlich um den Bestand unserer Bewegung sein, sondern vertrauen auf die Ausdauerfähigkeit der in dieser Bewegung selbst vorhandenen Abwehrkräfte. Darum hoffe ich mit Zuversicht auf die Ueberwindung dieser Periode sowie darauf, daß die Zukunft uns gehören wird. (Lebh. Beifall.)

Die Aussprache, an der sich Galm-Offenbach, Riethmann (Hauptvorstand), Fräbel-Geraberg und Osten-Berlin beteiligten, drehte sich in der Hauptsache um das Verhältnis zu den Kommunisten bei der Durchführung des Kampfes um die politische Macht.

Tarnow ging in seinem Schlußwort hierauf nochmals darauf ein und betonte mit Entschiedenheit, daß jede Kampfgemeinschaft, wenn sie Erfolg haben soll, moralisch sauber sein, auf die Wiederherstellung der Solidarität der proletarischen Klasse gerichtet, von dem Gefühl für Disziplin und vom Vertrauen in der Führung getragen sein müsse.

Die Berliner Betriebsräte.

Ueberwiegende Vormacht der freien Gewerkschaften.

In der kommunistischen und nationalsozialistischen Presse ist wiederholt die Rede gewesen von einem starken Zurückdrängen der freigewerkschaftlichen Einflüsse in den Betriebsvertretungen und einer entsprechenden Zunahme der Kommunisten und Nazis. Wie maßlos übertrieben diese Behauptungen sind, zeigt die Uebersicht über die in Berlin im vorigen Jahr gewählten Betriebsräte, die in dem Geschäftsbericht des Ortsausschusses Berlin des ADGB. für das Jahr 1931 enthalten ist.

Die Zahl der in Berlin gewählten Betriebsräte hat gegenüber 1930 noch etwas zugenommen, und zwar von 11.942 auf 11.985, obwohl die Zahl der Betriebe, in denen die Belegschaften Betriebsvertretungen wählen, von 4052 auf 3608 zurückgegangen ist. Von den 11.985 im vorigen Jahr in Berlin gewählten Betriebsräten gehörten 10.299 oder 85,8 Proz. den freien Gewerkschaften an, gegenüber 10.571 oder 88 Proz. im Jahre 1930. Der Rückgang beträgt also 2,2 Proz. Die christlichen Gewerkschaften erhielten im vorigen Jahr in den Berliner Betrieben 150 Betriebsratsmitglieder gegen 180 im Jahre zuvor und die kirchlich-Danckerischen und der Christen ging also von 3,4 auf 2,9 Proz. zurück. Die Weibchen konnten ihre Mandatszahl von 78 auf 96, also um 18 „erhöhen“. Ihr Anteil beträgt nach wie vor weniger als 1 Proz. Gleichzeitig ging aber der Einfluß der Unorganisierten in den Betriebsvertretungen von 401 auf 334 zurück; ihr Verlust ist also größer als der Gewinn der Weibchen. Der Anteil von Mitglieder sonstiger Organisationen, in der Hauptsache der kommunistischen RSD. und der Nazis, erhöhte sich von 485 im Jahre 1930 auf 945 im vorigen Jahr, somit von etwas über 4 auf rund 8 Proz. Wie groß dabei der Anteil der Nazis ist, geht aus der Aufstellung nicht hervor. Sicher ist er erheblich kleiner als der der RSD. Wenn sich auch der Anteil von RSD. und Nazis in den Berliner Betrieben im vorigen Jahr verdoppelt hat, so ist die Bedeutung dieser gewerkschaftsfeindlichen Elemente innerhalb der gesamten Berliner Betriebsrätebewegung doch außerordentlich gering. Zusammen haben sie noch nicht ein Zehntel der Betriebsräte. Es darf nicht übersehen werden, daß diese Zunahme auf die Verschärfung der Krise zurückzuführen ist. Sie ist vornehmlich in den Betrieben der Berliner Metallindustrie und der Reichsbahn erfolgt. Von einem Zurückdrängen des gewerkschaftlichen Einflusses in den Berliner Betrieben kann also nicht die Rede sein. Nach wie vor behaupten die Gewerkschaften mit nahezu 80 Proz. der Betriebsräte, wovon die freien Gewerkschaften allein über 85,8 Proz. verfügen, eine unüberwindliche Vormachtstellung. Daran hat die mit so großem Lärm angelegte „Hit“-Aktion der Nazis gar nichts ändern können.

Erfolg der Selbstverwaltung.

Vertretertagung der deutschen Krankenkassen.

Etwa 250 Delegierte der deutschen Krankenkassen kamen in Würzburg zur Vertreterversammlung des Hauptverbandes deutscher Krankenkassen zusammen. Der Vorsitzende, Ahrens-Berlin, wies in seiner Eröffnungsansprache auf die Tatsache hin, daß die deutschen Krankenkassen erstmals mit Unterbrechung abgeschlossen und daß sich die diesjährige Thesaurierungsperiode als berechtigt erwiesen habe. Trotz der schweren Lage sehe die deutsche Krankenkassenversicherung nicht vor dem Bankrott, nicht zuletzt dank der Selbstverwaltung der Krankenkassen. (Was man von den Versicherungsorganen, wo es eine wirkliche Selbstverwaltung nicht gibt, nicht immer behaupten kann.)

Nach der Erstattung des Geschäftsberichts durch den Geschäftsführer Bohmann, dem sich keine Aussprache an-

schloß, hielt der geschäftsführende Vorsitzende Lehmann das Hauptreferat über „Die Krise der Krankenversicherung“.

Der Redner bezeichnet es als Hauptaufgabe der Tagung, den noch gesunden Kern der Krankenversicherung über die Krise in eine bessere Zeit hindübereizzen. Die Gewerkschaften würden, so führte der Referent weiter aus, die Sozialversicherung gegen alle Angriffe verteidigen. Die Anpassung der Ausgaben an die sinkenden Einnahmen müsse durch wirksame Herabsetzung der Vergütungen für die Krankenpflegebediensteten und die Krankenhauspfleger werden. Die Vergütungen an Zahnärzte und Dentisten bedürften der Neuregelung. Außerdem sei die Wiedergewährung der Reichshilfe für Familienwochenhilfe notwendig.

Die beiden folgenden Redner, Geschäftsführer Riedel-Kathenow und Geschäftsführer Draß-Berlin, behandelten Fragen der Praxis aus der Krankenversicherung. Sie hatten ihre Gedanken in Vorklagen niedergelegt, die u. a. folgende Forderungen enthielten: Verbleiben der Erwerbstätigen in der Krankenversicherung und zu diesem Zweck Verbilligung der Heilbehandlung bei Erwerbslosen durch Herabsetzung der Arztpauschale und ähnliche Maßnahmen, Anpassung der Pflegegehälter der Krankenhäuser an die Zeitverhältnisse, eventuelle Ausschaltung minderleistungsfähiger Krankenhäuser, wenn sie zur Senkung der Pflegegehälter nicht bereit sind usw. Schließlich genehmigte die Versammlung einstimmig eine längere Vereinbarung über die Durchführung der § 219 ff. RSD. Weitere Beschlüsse wurden nicht gefaßt.

Berkürzt die Arbeitszeit!

Cramp auf dem Kongreß der IZF.

Auf dem Internationalen Transportarbeiterkongreß in Prag teilte der Generalsekretär Timmen mit, daß den polnischen Delegierten von der polnischen Regierung die Teilnahme am Kongreß verboten wurde. Der Kongreß erhob gegen diese Maßnahme scharfen Protest.

Der Vorsitzende des Kongresses, Präsident Cramp, der Führer des englischen Eisenbahnerverbandes, beleuchtete in seiner Ansprache auch die neuerdings in den Vordergrund der sozialpolitischen Diskussion gerückte Frage der Arbeitszeitverkürzung. Gewerbe und Industrie, betonte Cramp, erfordern heutzutage keine derartig lange Arbeitsdauer mehr, wie sie durchwegs noch üblich ist. Wissenschaftliche Betriebsführung in fast jedem Industriezweig, die Einführung von Maschinen ist stets größerem Maß und neue Methoden der Kräfteverwendung ermöglichen mehr und mehr die Ausschaltung Werttätiger aus dem Arbeitsprozeß. Selbst wenn die Abschaffung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung gelöst wäre, verbliebe noch das Problem der Weltarbeitslosigkeit, wenn nicht die Zahl der Arbeitskräfte den Erfordernissen der Industrie angepaßt wird. Nach seiner Auffassung gäbe es, selbst wenn man jeden Menschen mit allem, was er zum Leben benötigt, reichlich versehen würde, in diesem 20. Jahrhundert noch eine Anzahl Männer und Frauen, die keine Beschäftigung finden könnten, solange nicht eine weitgehende Verkürzung der Arbeitszeit durchgeführt wird. Der IZF. hat einen Feldzug für die 40stündige Arbeitswoche eingeleitet. Obwohl eine solche Maßnahme nicht ausreichend sein dürfte, wird doch die IZF. diesen vom internationalen Gesichtspunkt aus so wichtigen Vorstoß in der Arbeitszeitfrage mit allen Kräften unterstützen. Die Arbeitszeitfrage ist zweifellos vor allem eine internationale Frage, und deshalb wäre zur Behebung der Massennot nichts notwendiger als ein wirklicher Internationalismus, eine Weltesrichtung, ohne die nur wenig erzielt werden kann. Stattdessen erhebt der Faschismus drohend sein Haupt, dessen nationalistische Politik die schlimmsten Auswüchse zeitigt. Die deutschen Kameraden leben unter den beständigen Drohungen dieses geschworenen Feindes. Bis zum jetzigen Moment ist es ihnen gelungen, sich ihre Freiheit und Stärke zu bewahren. Sie verdienen die Sympathie jedes Arbeiters in der internationalen Gewerkschaftsbewegung.

Der von den englischen Eisenbahnern gestellte Antrag, die russischen Transportarbeiter zum Eintritt in die IZF. aufzufordern, wurde abgelehnt. Das gleiche geschah mit dem Antrag der tschechischen Kraftfahrerorganisation, eine Delegation nach Rußland zu entsenden.

Antikriegskundgebung der Gewerkschaftsjugend abgefaßt! Die Antikriegskundgebung der freien Gewerkschaftsjugend am kommenden Sonnabend im Film- und Lichtbildamt der Stadt Berlin, Leseowstraße, an der sich auch die Jugend des Zentralverbandes der Angestellten beteiligen wollte, darf auf Grund der Verlängerung des sogenannten politischen Burgfriedens nach Mitteilung des Berliner Polizeipräsidenten nicht stattfinden. Bereits gefasste Karten werden von der freigewerkschaftlichen Jugendzentrale im Gewerkschaftshaus und im Büro des Zentralverbandes der Angestellten in der Hedemannstraße zurückgenommen.

Bund der technischen Angestellten und Beamten, Ortsverwaltung Berlin, Berufsverband Deutscher Techniker, Bezirksstelle Berlin. Die Geschäftsstelle bleibt heute, am Verfassungstag, geschlossen.

Freie Gewerkschaftsjugend Berlin

Heute, Donnerstag, 19. Uhr, tagen die Gruppen-Kampfbüros Jugendheim Neuzam (Zentralamt), 4-6. Der Tagung erfolgt durch den Eingang Höhlstraße, auf der hinteren Seite der Schule. „Wie wird ein Streik vorbereitet und durchgeführt?“ — Musik: Jugendheim Köhler Str. 18-19. Sud.-Konk.-Abend. — Straßen: Jugendheim 17. Volkshaus, Gartenplatz, Friedrichs, Einheitsstraße, Kutschow Str. „Frauen im Ostkrieg.“ — Schönhauser Tor: Jugendheim Tiedstr. 18. Wir beteiligen uns an der Verfassungstagung. — Kottbuscher Platz: Jugendheim Mittermeierstr. 5. Gruppenabend 18.20. — Lichtenberg: Jugendheim Tiedstr. 22. Signal auf Fahrt. — Schleißer eines Schornsteins. — Kottbuscher Platz: Jugendheim Tiedstr. 44. Die Frau in der Wirtschaft. — Ost: Jugendheim Frankfurter Allee 307. Einzelzimmer. Wir lesen in der Reichsverfassung. — Gesundbrunnen: Jugendheim Rote Schule, Götterburger Str. 2. „Gierig woll'n wir.“ — Adressat: Jugendheim Grünauer Str. 3 (Nähe Bahnhof Griebnitzsee). Wir gehen zur Verfassungstagung. — Schleißer Tor: Jugendheim Mittermeierstr. 7. „Imbau der Wirtschaft.“ — Das Wirtschaftsprogramm der Gewerkschaften. — Spielte ab 18 Uhr Jugendheim des Deutschen Befeigungsbewerksverbandes: Reptorien-Spiele Nr. 2.

Jugendgruppe des Zentralverbandes der Angestellten

Heute, Donnerstag, sind folgende Veranstaltungen: Radrenn: Jugendheim Tiedstr. 18. „Reiz dem Reiz.“ — Ost: Jugendheim der Schule Lützer Str. 18. Der Gruppenabend läuft aus, wir beteiligen uns an einer der hiesigen Verfassungstagungen. — Teptow: Jugendheim Eisenstr. 3 (Volkshaus). Arbeitsgemeinschaft: „Der arbeitende Mensch in der Runk“ (A. Abend). — Rebuswettbewerb: „Freie Angestelltenbewegung“ (S. M. u. S.). Der heutige Arbeitsabend läuft aus, da der Verbandsabend aus Anlass der Verfassungstagung geschlossen ist. — Spielte im Fortschritt: 18.45 Uhr Sportplatz Friedrichshain, Platz 9. Der Spielte auf dem Sportplatz Tiergarten fallen heute aus.

Der „Gewerks“ erscheint wöchentlich zweimal, Sonntags und Montags einmal, die Abendausgabe für Berlin und im Handel mit dem Titel „Der Abend“, Quartiers-Communique „Rück und Zeit“.

Abonnementpreise: Die einpol. Millimeterzeile 30 Pf., Restausgabe 2- Pf., „Kleine Ausgaben“ das halbjährliche Post 20 Pf., (einfach zwei halbjährliche Post) jedes weitere Post 10 Pf., Kabal laut Tarif. Worte über 16 Buchstaben zählen für zwei Worte. Arbeitsmarkt Millimeterzeile 25 Pf., Familienangelegenheiten Millimeterzeile 10 Pf., Anzeigenannahme im Hauptgeschäft: Lindenstraße 2, wöchentlich um 10, die 17 Uhr. Der Verlag behält sich das Recht der Ablehnung nicht genehmigter Anzeigen vor!

Verantwortlich für Inhalt: Dietrich Schill, Berlin: 17. Ringelstraße; Gewerkschaftsbewegung: 3. Oststr.; Fortschritt: Herbert Repler; Sozial- und Sonstiges: Fritz Rosenthal; Anzeigen: Otto Pöggel; sämtlich in Berlin. Verlag: Gewerkschafts-Verlag G. m. b. H. Berlin. Druck: Gewerkschafts-Verlag und Verlagsanstalt Paul Singer u. Co., Berlin SW. 68, Lindenstraße 2, Seite 2 Beilagen.